Die Schicksale der blonden Rasse.

Die Kämpfe um Böhmen im Spiegel der Weltgeschichte.

—

Zwei Vorträge

von

Dr. Wilhelm Jakesch
Kaiserl. Rat

Leipzig
G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung

M1/VII/69

Die Schicksale der blonden Rasse.

Die Kämpfe um Böhmen im Spiegel der Weltgeschichte.

Zwei Vorträge

von

Dr. Wilhelm Jakesch
Kaiserl. Rat

Leipzig
G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung

Инв. бр. 147594

ПОНИШТЕНО

940
J21c

Die Schicksale der blonden Rasse

Vortrag

gehalten in der Ortsgruppe Eger des
„Bundes der Deutschen in Böhmen“
am 3. Oktober 1907.

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN

Инв. бр.....

БИБЛИОТЕКА МАТИЦЕ СРПСКЕ

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck verboten.

Druck von Hallberg & Büchting in Leipzig.

Hochansehnliche Versammlung!

Sehr geehrte Damen und Herren!

Wenn ich mir in den nachfolgenden Ausführungen gestatten will, Ihnen von dem kulturellen und ethnologischen Werdegange, sowie den Schicksalen der blonden Rasse ein umfassenderes Bild zu entrollen, muß ich Sie, hochverehrte Anwesende, vor allem bitten, mit mir herabzusteigen bis in die graue Vorzeit des Altertums, bis zu den geschichtlichen Ursprüngen jener vielbesungenen, vielbewunderten, aber auch vielverlästerten und vielangefeindeten mächtigen Völkerfamilie, die vor nun mehr als 2000 Jahren zuerst auf dem Plane der Weltgeschichte auftauchte und gleich bei ihrem ersten Erscheinen die ganze damalige Kulturwelt in das ungemessenste Erstaunen versetzte, — jenes urgewaltigen Naturvolkes mit dem seither sprichwörtlich gewordenen blonden Gelocke, den wasserblauen Augen und den hünenhaften Körperformen, dem es beschieden sein sollte, das größte und mächtigste Reich des Altertums in seinen Grundfesten zu erschüttern, der Weltherrschaft der Römer, dieses hervorragendsten, kriegsgewaltigsten und stolzesten Kulturvolkes der Erde ein Ende zu bereiten, die Heimstätte jener klassischen Kultur in titanenhaftem Ringen zu zerstören, um an deren Stelle allmählich zu der neuen Kulturwelt den Grundstein zu legen, deren Erben wir heute sind — des Volkes der Germanen. —

Es war in dem Jahre 113 v. Chr. Geburt, als nach dem siegesgewohnten, weltbeherrschenden Rom die seltsame

Kunde drang, ein nordischer Volksstamm, Cimbern genannt, sei in die Alpenländer eingedrungen, habe in der Gegend von Noreja den römischen Konsul Papirius Carbo aufs Haupt geschlagen, und auch einem zweiten römischen Heere unter Thunius Silvanus eine schwere Niederlage beigebracht. Anfänglich nahm man in dem an Kämpfe mit den zahlreichen unterjochten Völkerschaften gewöhnten Rom die Sache nicht allzu tragisch auf. Wußte man doch aus Erfahrung, daß all diese wilden, unkultivierten Volksstämme der römischen Kriegskunst und staatlichen Organisation keinen erfolgreichen Widerstand entgegensetzen konnten. Indessen sollten die Römer über diesen ihren neuesten Feind, das urwüchsige, kriegerische Germanenvolk, bald eines anderen belehrt werden. Schon zwei Jahre nach dem eben erwähnten Einbruche germanischer Kriegshorden in römisches Gebiet durchzogen neue germanische Scharen das römische Gallien, alles vor sich her vernichtend, um endlich in der furchtbaren Schlacht von Arausio (105 v. Chr.) die ihnen entgegengesandten römischen Heere des Servilius Cepio und Manlius Maximus fast gänzlich aufzureiben. Seit den Schreckenstagen von Cannae hatte sich Roms keine solche Panik mehr bemächtigt, wie nach der Nachricht von dieser unerwarteten Niederlage. Zu Hannibals Zeiten hatte man es doch mit dem mächtigen, Rom ebenbürtigen Karthago zu tun gehabt, von dem besiegt zu werden, selbst für Rom keine Schande gewesen wäre; aber wer waren diese Helveter, Cimbern, Teutonen, Burgundionen, die Römerheere in die Flucht schlugen, Wunder der Tapferkeit verrichteten, jedoch von ihrer Urkraft so gar keinen guten Gebrauch zu machen verstanden, sondern unstät durch die Lande zogen, ohne ihre Siege zu nützen, um schließlich sogar Italien selbst zu bedrohen?

Das letztere sollte ihnen allerdings schlecht bekommen. In zwei blutigen Schlachten befreite der große römische Feld-

herr Marius sein Vaterland von der germanischen Gefahr. Das Volk der Cimbern und Teutonen war aufgerieben worden. Die rohe Naturkraft war der höheren Macht der Kultur, der größeren Kriegskunst erlegen. Es gab keine Cimbern und Teutonen mehr seit dem furchtbaren Ringen bei Aquae Sextiae und Vercellae. Die Germanenstämme hatten aber nun auch Rom und den Wert höherer staatlicher Organisation kennen gelernt. Die beiden gleich gewaltigen Gegner waren aneinander geraten und sollten, so wollte es das Schicksal, nicht mehr voneinander lassen, bis Einer von ihnen unterlag.

Rom war gerade durch die Besiegung dieser ihm so gefährlich gewordenen germanischen Kriegsvölker sich seiner Überlegenheit auf dem Schlachtfelde erst recht bewußt geworden. Die römischen Staatsmänner hatten auch die Gefahr erkannt, die der römischen Weltherrschaft von diesem unbändigen nordischen Volke drohte. Rom entschloß sich darum, dieser Gefahr zuvorzukommen. Der Mann, um solchen Riesenkampf aufzunehmen, war Rom erstanden. Er hieß Julius Caesar. Das gewaltige Unternehmen wurde mit der Eroberung Galliens eingeleitet. Nun war man bis an die heimatlichen Stätten der Germanen herangerückt. Der Kampf auf Leben und Tod zwischen der romanischen und germanischen Welt konnte nun beginnen. Er wurde von dem größten aller Römer mit Erfolg geführt. In jahrelangen Feldzügen überwand Caesar nicht ohne Mühe die sich ihm entgegenstellenden germanischen Kriegsfürsten und führte die siegreichen römischen Legionen bis nach Britanniens Gefilde. Mit blutiger Energie brachte er endlich den größeren Teil der alten Germania unter die Botmäßigkeit Roms, alle Aufstände dieser wilden Volksstämme immer wieder von neuem niederwerfend. Im Triumphe schleppte er die gefangenen Gallier- und Germanenfürsten nach der siegestrunkenen Hauptstadt der Welt. Jetzt erst, nachdem die Germanen überwunden waren, war das

römische Weltreich fertig. Aber auch zahlreiches germanisches Kriegsvolk mußte gefangen mit den Römerheeren nach Italien ziehen. Sieger und Besiegte lernten einander immer näher kennen. Wenn die Römer, welche bereits an Überkultur und beginnender Demoralisation zu laborieren begannen, die Mannhaftigkeit, Treue, Schlichtheit, Sittenreinheit, wie Tacitus sie beschrieb, an den Germanen zu bewundern begannen, so staunten letztere wieder die wunderbare staatliche Organisation, die imposante römische Hochkultur an und lernten von den Römern die Künste des Krieges und Friedens. Griechischrömische Kultur fand von da an ihren Eingang in deutsche Lande. Während so ganz Europa immer mehr romanisiert wurde, drang aber anderseits auch immer mehr germanisches Element ins römische Reich ein, bemächtigte sich da im Frieden teilweise der römischen Heeresleitung, der römischen Staatsämter, und mit ihm zog auch germanischer Geist, germanische Art in römisches Wesen ein, sich zumeist vorteilhaft von der wachsenden Korruption der römischen Welt selbst abhebend.

Die Folgen dieser Mischung von römischer Hochkultur und germanischer Volkskraft zeigten sich nur zu bald, wenn sie auch in der ersten Kaiserzeit der Vorherrschaft der romanischen Welt noch nicht gefährlich wurden. Es war den Römern wohl gelungen, die Germanenstämme im Kriege zu überwinden, aber nicht sie dauernd zu unterjochen, oder gar den germanischen Volksgeist zu romanisieren. Die Deutschen blieben auch als römische Untertanen — Deutsche. — Bei den alten Germanen war das doch etwas anderes als bei den heutigen Deutschen. An germanischer Zähigkeit und Widerstandskraft sollte endlich selbst römische Staatskunst sich erschöpfen.

Schon zur Zeit, als Jesus von Nazaret erst 9 Jahre zählte, dem es bestimmt war, auch der geistigen Herrschaft des klassi-

schen Rom über die Welt den Garaus zu machen, schon in diesen ersten Tagen der neuen Zeitrechnung sollte Rom die unüberwundene Kraft des Germanentums kennen lernen. In der berühmten Teutoburger Schlacht schüttelte der Cheruskerfürst Hermann die Römerherrschaft über deutsche Lande für alle künftigen Zeiten ab. Der greise Octavianus Augustus hatte die Bedeutung dieses neuen Germanensieges wohl erkannt. Rom sollte allerdings als Mittelpunkt der Christenheit, deren Begründer im Augenblicke dieses historischen Ereignisses noch ein Knabe war, viele Jahrhunderte später und in anderer Weise Herr und Gebieter der germanischen Welt, ja sogar der ganzen Menschheit werden, aber — das alte, das klassische Rom hatte im Teutoburgerwalde für das Germanentum seine Rolle ausgespielt. Was darnach kam, waren mehr oder weniger vergebliche Versuche Roms, die unaufhaltsam vordringende Germanenwelt vom römischen Reiche abzuwehren, wie im 13jährigen Markomannenkriege des Kaisers Marc Aurel und den nachfolgenden Kämpfen. Bereits unter dem Kaiser Carus 283 mußte der sog. römische Grenzwall, die agri decumates, aufgegeben werden, da die Alemannen von ihm Besitz ergriffen hatten, und mit dem Beginne der großen Völkerwanderung am Ausgange des vierten Jahrhunderts vollzog sich endlich das Geschick des schon innerlich zersetzten und verfaulten römischen Reiches, dessen letzte unfähige Kaiser bereits unter der Führung germanischer Reichsverweser und Feldhauptleute gestanden hatten. — Das klassische Rom war nicht mehr. Germanenvolk hatte endlich auch in Italien die Herrschaft an sich gerissen. Dafür aber war ein anderes Rom erstanden, das Rom der Päpste, und diesem sollte es vorbehalten sein, den Untergang des klassischen Rom an den Deutschen in einem bis zur Stunde noch nicht beendeten Kampfe zu rächen.

Mit der Errichtung des Papsttums war, wie die Folge zeigen sollte, dem deutschen Volke und nachmaligen Reiche ein

bei weitem gefährlicherer, hartnäckigerer und mächtigerer Feind erstanden, als es die alten Römer gewesen. Der Kampf mit dem römischen Reiche hatte den Germanen die griechisch-lateinische Kultur erschlossen, und sie selbst zu einem Kulturvolke ersten Ranges emporgehoben, der Kampf mit dem römischen Papsttum dagegen, welcher seit Karls des Großen Zeiten bis in unsere Tage am Marke des deutschen Volkes zehrt, hat demselben nicht nur in den ewigen Römerzügen Hekatomben deutschen Blutes gekostet, sondern auch dessen Volkstum dem eigenen Vaterlande entfremdet und den geistigen Aufschwung des Volkes der Denker und Philosophen jahrhundertelang fast gänzlich lahmgelegt. Tausende und Abertausende deutscher Knochen bleichen in italischer und anderer fremder Erde, alle nur der einen unseligen Idee geopfert, welche nach dem Untergange des klassischen Roms noch ein Jahrtausend lang den deutschen Volksgeist fortbeherrschte, und ihn mit unwiderstehlichem Drange dazu trieb, Macht, Größe und Zukunft des deutschen Volkes an jener Stätte zu suchen, wo es eine Kulturarbeit sondergleichen in gewaltigem Völkersturme zerstört hatte — in Rom, in der ewigen Stadt.

Dort aber herrschte seit dem Untergange des weströmischen Kaisertums nicht etwa der Geist seiner germanischen Bezwinger, sondern nach wie vor echt romanischer Geist. Das auf den Trümmern des versinkenden heidnischen Kaisertums emporblühende Papsttum hatte schon unter den letzten Kaisern das Erbe angetreten. Der römische Weltherrschaftsgedanke war mit den Kaisern nicht zu Grabe gegangen. Er hatte nur seinen Herrn gewechselt. An die Stelle der Cäsaren waren die Päpste getreten. Der politischen Weltherrschaft, die zugrunde gegangen war, folgte eine viel schlimmere — die geistliche.

Am Papsttum hatte der Gedanke, von Rom aus die Welt zu beherrschen, erst seinen Meister gefunden. Das römische Kaisertum brachte es kaum auf 500 Jahre. Das Papsttum geht

dem zweiten Jahrtausend seines Bestandes fast ungeschwächt entgegen. Es hat schon manches Kaiser- und Königtum überlebt und wird vielleicht — alle überleben.

Daraus erhellt, welch ein Wahnsinn es war, römisches und deutsches Kaisertum in eins verschmelzen, welch noch größerer Wahnwitz es aber gewesen ist, romanische Weltanschauung mit deutsch-christlichem Geiste paaren zu wollen. Hier standen sich zwei fremde Welten gegenüber, die sich nie verstehen konnten, sich auch nie verstanden haben. An diesem von den Anfängen deutscher Geschichte herübergeerbten unglückseligen Gedanken, der Erbe der großen klassischen Römerkultur zu werden, anstatt sich eine eigene germanische zu bauen, verbluteten sich im Laufe der Jahrhunderte die deutschen Stämme und ihre besten Herrschergeschlechter. An dieser Erbsünde krankt noch bis in unsere Tage — das deutsche Volk.

— — — — — — — — — — — — — —

Wir lernen an der Hand dieses geschichtlichen Bildes erst erkennen, worin eigentlich die Ursache dessen zu suchen war, daß das deutsche Volk trotz seiner Größe, seiner hohen Kultur, seiner Tüchtigkeit und Tapferkeit es nicht zu jener Bedeutung im Völkerleben zu bringen vermocht hat, die ihm von Natur aus eigentlich zukäme. Einen nicht geringen Anteil daran hatte entschieden ein gewisser angeborener Idealismus, der sich für Dinge erhitzt, die gar nicht im eigenen Interesse liegen. Darin war der Deutsche von jeher groß. Er vergoß sein Blut und vergeudete seine Kraft mehr in anderer Leute Interessen als den eigenen. So ging es auch bei der Romschwärmerei der Deutschen zu. Mehr noch als die natürliche Berührung mit nachbarlichen fremden Rassen war es die beständige Nötigung, um die römische Kaiserkrone in fremden Landen zu kämpfen, welche die urwüchsige blonde Rasse der Germanen immer mehr aus ihrer angestammten Eigenart herausgleiten ließ.

Wir Deutschen von heute sind zwar im allgemeinen ge-

wohnt, uns noch immer für Germanen oder doch Abkömmlinge jener blonden Rasse anzusehen, über welche der römische Geschichtsschreiber Tacitus bereits so viel Romantisches und teilweise Lobenswertes zu erzählen wußte.

Wenn wir aber heute wo immer hin in deutschen Landen unsere Blicke wenden, und die da wohnenden Deutschen auf die Echtheit ihres germanischen Rassentypus zu prüfen uns anschicken, da werden wir wenig Germanisches mehr an ihnen zu entdecken in der Lage sein. Der hohe Wuchs, die breiten mächtigen Schultern bei schmalem Hüftenbau, die lange hochstirnige Schädelform, das flachsblonde Haupthaar, der rötlich schimmernde dichte Bart, die hellblauen Augen werden bei solcher Umschau keine sehr große Ausbeute unverfälschten Germanentums mehr ergeben.

Das deutsche Volk der Gegenwart ist zweifellos nichts weniger als rein und ausschließlich germanischer Herkunft. Es stellt bestenfalls ein — gelungenes Gemisch von germanischen, slawischen, romanischen und stellenweise auch noch keltischen Elementen dar. Viele der besten Deutschen tragen sogar diesen Mischtypus nur allzu deutlich am Leibe. Weder Luther noch Goethe, weder Beethoven noch Bismarck waren der Rasse nach reine Germanen, da vielleicht eher noch Albrecht Dürer, Schiller, Rückert, Moltke, obwohl auch bei diesen von einer absolut reinen Rasse nicht gesprochen werden kann. Immerhin bietet der ganze Habitus der eben Genannten noch so etwas wie einen germanischen Grundzug dar, wie er sich bei anderen Nationen nicht wiederfindet. Besonders ins Auge fällt dies bei — Schiller und Moltke.

Wenn wir jedoch sonst unter unseren Mitlebenden Umschau halten, dann will uns erscheinen, als ob nicht nur der alte, charakteristische germanische Typus des blondhaarigen Dolichocephalen, sondern selbst der allgemeinere deutsche Rassentypus im Rückgange begriffen wäre.

Immer seltener begegnen wir Gesichtern und Gestalten, von denen wir auf den ersten Blick mit Bestimmtheit behaupten könnten, daß dieselben unverkennbar germanischen Ursprungs sind, wogegen wir auf Schritt und Tritt tagtäglich auf allerhand fremdrassige, slawische, keltische, romanische, mongolische, semitische, ja sogar negerhafte Gesichter stoßen. Wir besitzen nun allerdings keinen geschichtlich genügend sicheren Anhaltspunkt dafür, daß dies früher einmal wesentlich anders gewesen ist. Genug an dem, wir können den Eindruck nicht los werden, als ob sich das Verhältnis beständig mehr zu Ungunsten der blonden Rasse verschöbe. Ist es schon überhaupt schwierig, über die Rassenzugehörigkeit von Mischvölkern etwas Bestimmtes zu sagen, so steigert sich die Schwierigkeit noch um ein Bedeutendes, wenn man etwa aus der Vergangenheit Rassenkontinuitäten nachzuweisen versuchen will. Ganz besonders schwierig muß sich der Versuch bei einem Volke gestalten, welches sich, wie das deutsche, in tausendjährigen Kriegs- und Wanderzügen der Vermischung mit anderen Rassen viel mehr beflissen hat, als andere Nationen. Ein Rassencharakter ist überhaupt nur bei Rassen verschiedener Hautfarbe auf eine Reihe von Generationen verfolgbar.

Das Wahrscheinlichste ist wohl, daß in deutschen Landen niemals eine ausschließlich germanische Bevölkerung gewohnt hat. Tacitus versichert uns zwar die auffallende Einheitlichkeit des germanischen Typus, der blonden Rasse seiner Zeit, welche von der seiner lateinischen Landsleute so augenfällig abwich, daß er ihr eine genaue anthropologische Beschreibung widmete. Verdanken wir doch dem Römer Tacitus die Kunde, wie diese alten Germanen überhaupt ausgeschaut haben. Allein die Gräberfunde aus der vorgeschichtlichen Germanenzeit zeigen uns schon neben den von Tacitus beschriebenen hochwüchsigen Langköpfen Skelette einer kleinwüchsigen kurzköpfigen Rasse. Tacitus scheint also nur germanische Krieger kennen

gelernt zu haben. Offenbar lebte in der germanischen Heimat noch eine Rasse Höriger, die in den Krieg nicht mitzog, die Tacitus gar nicht zu Gesicht bekam. Es muß also bereits in Germanias ältester Vorzeit da zwei Rassen gegeben haben, das Herren- und Kriegergeschlecht der hochwüchsigen blonden Germanen, und daneben eine Art minderwertiger, kurzköpfiger, schwarzhaariger Ureinwohner, die sich zu den Germanen im Stande der Hörigkeit befanden. Um nun dies Herrenvolk im eigenen Lande bleiben zu können, mußte diese blonde Hünenrasse früher viel stärker vertreten gewesen sein.

Sonst hätte sie sich doch nicht behaupten können, eine Gefahr, welcher wir das Deutschtum auch in der Gegenwart an mehreren Stellen ausgesetzt sehen. Finden wir doch die Merkmale eines echt germanischen Rassentypus nur noch in vereinzelten Gegenden Deutschlands zweifellos erhalten, wie etwa im Münsterlande, bei den Friesen und Holsteinern, während sonst überall das Blonde vor dem Dunklen auffällig zurückweicht.

Die sonst bei solchen Erscheinungen übliche Erklärung, daß die zurückweichende oder aussterbende Rasse eben weniger Lebenskraft besitze, kann wohl auf die blonde Rasse nicht so ohne weiteres Anwendung finden. Eine 2000 jährige Geschichte lehrt das Gegenteil davon. Die blonde Rasse trat überall sieghaft und beherrschend auf. Die Ursache des Rückganges muß also anderswo liegen. Man braucht nicht gerade zu den Schwärmern für das Germanentum zu gehören, um der blonden Rasse doch eine Reihe ganz vorzüglicher Eigenschaften zuzubilligen. Das Verschwinden der blonden Rasse würde — so glauben wir — sogar eine empfindliche Lücke im Gesamtbilde der Kulturmenschheit zurücklassen, sogar der Weltkultur vielleicht ihren kostbarsten Edelstein rauben. Was ist nun aber an dem zweifellosen Rückgange dieser blonden, eigentlich germanischen Rasse schuld. Die hohe Bedeutung dieses seltsamen Phänomens für die Kulturwelt, besonders aber für die Deutschen selbst, läßt

doch wohl den Versuch der Mühe wert erscheinen, den Ursachen der gedachten Erscheinung nachzuforschen.

Wir müssen uns zu diesem Zwecke an die hervorragendsten, sichersten Merkmale germanischen Wesens überhaupt halten. Neben vielen guten Eigenschaften, wie seiner sprichwörtlichen Treue und Ehrlichkeit, der hohen Achtung vor dem Gesetze, dem tiefen Sinne für Familienleben, der ganz spezifisch deutschen Ehrung der Frau, des überaus entwickelten poetischen Gemütslebens, des geselligen Naturells und der Schwärmerei für allerhand Ideale zeichnet das deutsche Volk von jeher eine gewisse Vorliebe für das Kriegerhandwerk aus. Drückt sich doch der wehrhafte Charakter dieser Rasse schon in ihrem Namen aus. Germanen sind Männer, die den Ger handhaben. Diese Bezeichnung kehrt in vielfachen Namensformen nicht nur bei den Deutschen, sondern auch in anderen Sprachen wieder wie das la guerre der Franzosen, das war (Krieg) der Engländer, aber auch das deutsche Hermann, Armin (welch letzteres Wort wieder an das römische „arma", die Waffen, erinnert). Der Männerkampf war von jeher die Seele des Germanentums. In unseren Tagen scheint er sich allerdings mehr auf den angelsächsischen Teil desselben übertragen zu wollen. Wie es die Wikinger und Normannen vor 1000 Jahren trieben, haben es ihre Altvordern wahrscheinlich auch gehalten. Die Deutschen können ja noch heute — das Pauken nicht lassen.

Zur Wikingerzeit befuhren sie in kleinen verwegenen Fahrzeugen die Küsten der halben Welt, ließen sich nieder, wo es ihnen wohl gefiel, und erkämpften, wenn es sein mußte, den ihnen streitig gemachten Boden mit den Waffen in der Hand. Sie erschienen aber nie in überwältigenden Massen, so wie die Hunnen und Mongolen, sondern eine kleine auserlesene Schar kühner Männer war es, die sich zu solchen germanischen Argonautenzügen zusammentat. Bei dem Mangel an überlegenem

Kriegswerkzeug konnte in jener Zeit nur größere Körperkraft und Geschicklichkeit in Handhabung der primitiven Waffen, aber auch größere Tollkühnheit und Unerschrockenheit den Kampf entscheiden. Die körperliche Überlegenheit sicherte anderseits auch die Führerschaft bei kriegerischen Unternehmungen und so kam es, daß endlich ein durch Größe, Mut und Kraft alle anderen bei weitem überragendes Geschlecht zum naturgemäßen Herrentum gelangte. Auf diese Weise wurden die Germanen schließlich auch Herren der romanischen Welt. In der Folge avancierte der germanische Eroberer zum Organisator, Gesetzgeber, Staatengründer und Schöpfer einer neuen Kultur, die zwar den Stempel germanischer Eigenart an sich trug, aber doch vieles von der alten romanischen Kultur in sich aufzunehmen gezwungen war, so daß daraus endlich eine Art Mischkultur entstand, die sich bis in unsere Tage vererbte.

Wenn wir uns das Bild jener im Kampfe mit den Elementen und fremdem Kriegervolk gestählten Wikinger und Normannen vor Augen halten, sind wir geneigt, Hentschel beizupflichten, welcher behauptet, daß der blonde Typus überhaupt gar keine besondere Rasse darstellt, sondern durch Züchtung allmählich sich herausgebildet hat, sozusagen durch eine fortgesetzte Kampfesauslese die außerordentliche Körpervollendung endlich erreicht hat, durch welche die blonden Hünen zum allgemeinen Schrecken wurden.

Da in den ewigen Kämpfen alle minderwertigen Elemente endlich einmal zu Falle kamen, mußten zum Schlusse die stärksten und größten Typen übrig bleiben. Der beständige Kampf bedeutete eine Zuchtwahl allerschärfster Art.

Gobineau weist mit Recht darauf hin, daß der in den Heldengedichten der verschiedensten Völker, wie z. B. im indischen Epos Mahabarata, in der griechischen Ilias, im Nibelungenliede usw. besungene Männerkampf allüberall gewisse gleichartige charakteristische Züge aufweist. — Die Kämpfenden treten

sich nur einzeln gegenüber, sie fordern sich vorher in stolzen Worten zum Zweikampfe heraus und rühmen die Großtaten ihrer Ahnen. Sie kämpfen miteinander nach bestimmten Vorschriften einen ehrlichen Kampf. Niemals greift ein Bewaffneter einen Wehrlosen an, nie fallen mehrere über einen her, niemals darf der Feind von rückwärts niedergemacht werden. Es lag wirklich ein Stück Poesie in diesen ritterlichen Kämpfen der Alten und es ist zu verstehen, daß sich Dichter daran begeisterten. Man begreift auch, daß diesen Kriegergeschlechtern der Kampf schließlich Selbstzweck, ja sogar Ehrensache wurde. Das Rittertum des Mittelalters basierte geradezu darauf. Man kämpfte, um seine Tüchtigkeit zu zeigen. So sehen wir z. B. in der deutschen Heldensage Dietrich von Bern und andere stolze Recken, die ebenbürtigen Kampfhelden fremder Völker aufsuchen, um sich mit ihnen im Zweikampfe zu messen, ohne jede andere Nebenabsicht, ohne Feindschaft oder Haß. Teilweise hat sich diese Sitte ja bis auf den heutigen Tag bei den deutschen Couleurstudenten erhalten. Mit Verwunderung lesen wir, wie ritterlich und edel sich diese Helden bei den Kämpfen benahmen, wie sie bis kurz vor dem Kampfe sogar den Imbiß unter sich teilten, einer den andern im Schlafe getreulich bewachte, um dann doch, wenn die Stunde des Kampfes schlug, auf Tod und Leben miteinander zu kämpfen. Und wenn dann der kämpfende Germane zu Tode getroffen niedersank, da sah sein brechendes Auge beseligt den Himmel offen, das Walhalla germanischen Heldentums. Die unbändige Kampflust jener längst vergangenen Heldenzeit mag ja unseren heutigen nüchternen Zeitgenossen als ein recht sinnloses, wüstes Raufboldentum erscheinen. Es wird übrigens heutzutage auch noch gekämpft — nur unfeiner. Vielleicht haben aber jene unermüdlichen Kampfhelden vergangener Zeiten in ihrem beständigen Messen der Kräfte und — Ausscheiden aller untüchtigen Mannheit — nachkommenden Geschlechtern jene leibliche und

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK

seelische Vollkommenheit errungen, von der wir heute den Nutzen haben. So nur können wir germanisches Heldentum verstehen. In diesem Sinne wird der physische Kampf zu einem Wertmesser und Stähler der Mannestugend, der Volkskraft, zu einem Erziehungsfaktor ganz eigener Art, welcher durch bloße Verstandesübung allein niemals voll und ganz ersetzt werden kann. Wir vermeinen im Gegenteil, daß diese Auffassung geradezu einen Grundzug germanischen Wesens bildet, und wenn dieser Grundzug in unseren Tagen bereits viel von seiner ursprünglichen Kraft verloren hat, so bestätigt dies nur die Behauptung von der Entartung und dem Rückgange der blonden Rasse. Ein echter Germane kann in solchen Dingen gar nicht anders denken.

Allerdings — der nüchterne, kalte, bequeme Verstandes- und Vorteilsmensch der Gegenwart wird da mit Recht fragen, was hat denn so ein gegenseitiges Totschlagen für einen vernünftigen Zweck. Wir müssen ihm sogar bis zu einer gewissen Grenze beipflichten. Der Kampf kann aber unter manchen Umständen das einzige moralische Mittel werden, um moralisch viel anfechtbarere Zustände, als er selbst ist, gewaltsam zu beseitigen. Dieses Mittels bedient sich ja sehr häufig der Staat selbst, zuweilen auch die Revolution.

Das Totschlagen ist dabei leider eine nicht ganz zu umgehende Begleiterscheinung, vielleicht ebenso unvermeidlich, wie der Tod der Bergleute in den schlagenden Wettern der Gruben oder das langsame Sterben in den Hungerhöhlen der Armut. Einen Zustand ohne Kampf wird es im Völker- und Menschenleben wohl kaum jemals geben. Daß aber allzu große Kampflust jenen zum Verderben gereicht, die an ihr leiden, zeigt uns gerade die Geschichte der blonden Rasse am allerdeutlichsten. Die Entwicklung solcher heroischer Tugenden wird in mißbräuchlicher Verwendung zur Quelle des eigenen Unterganges, wenn das blutige Waffenspiel zum Daseinszweck erhoben wird.

Den Germanen wurde diese Kampfbegier direkt zum Fluche. Sie rieben sich in anhaltender Fehde und Zwietracht ebenso sehr untereinander auf, als im Kriege mit fremden Völkern. Auf allen Kriegstheatern des Altertums und des Mittelalters standen Germanen regelmäßig auf beiden Seiten der Streitenden im Kriegsdienste und brachten sich so für anderer Leute Händel um. — Hekatomben deutschen Blutes wurden so vergossen. Überall mußte der Deutsche dabei sein, wo immer auf Erden gerauft wurde, von der Völkerwanderung angefangen, bis zu den Kreuzzügen, die den Deutschen ihren herrlichsten Kaiser kosteten, bis zu den zahllosen Römerzügen um der Päpste willen, die mit der Reformation und dem furchtbaren 30jährigen Kriege endeten, und so fort fast bis zur Gegenwart herauf. Den Deutschen hat es von jeher an etwas gefehlt, was wir „Rassenökonomie" nennen möchten. Wurden die blonden Recken schon auf ihren Wikinger- und Normannenzügen und durch ihre Zweikampfsmanie zu Hause gründlich dezimiert, so mußte sich dieser Verbrauch deutschen Blutes geradezu ins Verhängnisvolle steigern, als sich die Nationen in organisierten Armeen gegenüberzutreten gelernt hatten. — Blondlinge waren auch da überall als Truppenführer und Kriegsvolk dabei. Ein Beispiel dieses germanischen Söldnertums hat sich sogar bis in unsere Tage in den sogenannten Schweizergarden erhalten, die an fremden Höfen Dienste nehmen, wo sie wegen ihrer Treue und Todesverachtung hochgeschätzt sind. Da die Deutschen auf allen Kampfplätzen der Erde immer die Hauptkämpen waren, sorgten sie selbst aufs eifrigste für das Aussterben der blonden Rasse.

Die Herrlichkeit vieler alter Reiche war mit germanischem Blute aufgerichtet, und auch wieder zerstört worden. —

Ganze Germanenstämme rieben sich im Kriegsdienste völlig auf. Besonders für Roms Weltherrschaft floß, als seit Karls des Großen Zeiten diese für eine deutsche Angelegenheit an-

gesehen wurde, deutsches Blut um nichts in Strömen. Aber auch vordem schon bestand dies deutsche Söldnerverhältnis in römischen Diensten, welches in anderem Sinne eigentlich noch heute nicht aufgehört hat. Es kostete den Deutschen einen ihrer herrlichsten Volksstämme — die Goten. Diese fochten als Söldner immer in beiden Lagern der um die römische Kaiserkrone kämpfenden Praetendenten, was sie natürlich völlig in die Hände der Römer gab, die ihr Vergnügen daran hatten, wenn sich germanisches Kriegervolk um römischer Streitigkeiten willen die Hälse brach. Nur einmal und auf ganz kurze Zeit einten sich Ost- und Westgoten gegen dieselben Römer, welchen sie sonst Söldnerdienste leisteten. Folge davon war die Vernichtung des römischen Heeres bei Adrianopel (378), wo auch der römische Kaiser Valens im Kampfe fiel; aber gleich nach dieser siegreichen Schlacht traten wieder 40000 — sage 40000 Goten in römische Kriegsdienste. Diesen Germanen lag eben das Söldnertum im Blute. Kaiser Justinians großer Feldherr Belisar, der Besieger der Goten und Vandalen, war selbst ein Gote. Goten konnten eben nur von Goten überwunden werden.

Nun kamen aber auch noch die Kämpfe der Goten mit anderen meist germanischen Stämmen, wie den Sueven, Alanen, Vandalen und Franken dazu, um immerfort neues Gotenblut auf Schlachtfeldern dahinfließen zu machen und so die Kraft des unvergleichlich kühnsten, stärksten und tüchtigsten Germanenstammes endlich ganz zu erschöpfen, bis er sich spurlos aus der Geschichte verlor. —

Der Rest ergoß sein Blut in fremde Nationen. — Er war Völkerdünger geworden. Ein gleiches Schicksal ereilte viele andere mächtige Germanenstämme, wie die Vandalen, Alanen, Burgundionen, Longobarden, so daß schon am Ende der Völkerwanderungszeit nicht weniger als 10 Germanenvölker völlig aufgerieben waren. Da ist es wohl kein Wunder,

wenn von der blonden Rasse immer weniger übrig blieb. Denn die Vernichtungskriege gegen das deutsche Volk nahmen auch in der Folge kein Ende, ja sie bedrohen sogar in der Gegenwart noch den Bestand und die Sicherheit der deutschen Nation.

Römische Geschichtsschreiber, denen wir einzig die Kunde von den gewaltigen Germanenstämmen zu entnehmen gezwungen sind, lieben es natürlich, ihre Bedränger nicht von der besten Seite zu zeigen. Da erscheinen die im Völkerwanderungszuge vordrängenden Goten, Vandalen, Langobarden usw. als wüste Mordbrennerscharen, denen alles denkbar Schlechteste und Abscheulichste angedichtet wird. Indessen waren die gegen das Römerreich anstürmenden Germanenvölker durchaus nicht ganz kulturlos, wie schon des Tacitus Schilderungen gezeigt hatten. Schon der Umstand, daß das Gotentum sich der arianischen Lehre und nicht der römisch-papistischen anschloß, spricht nur dafür, daß diese Germanenvölker intellektuell über den Romanen standen. War doch auch Ulfila, der bereits 348 die Bibel ins Gotische übersetzte, ein Germane. Die Goten des großen Theodorich waren keine Barbaren, wenn sie auch von dem damals im Entstehen begriffenen römischen Papsttum nichts wissen wollten. Der Sieg des Athanasianischen Symbolums über die arianische reinere Christenlehre leitete jenen wechselvollen, unermüdlich und unversöhnlich geführten Geisterkampf zwischen germanischer und romanischer Weltanschauung ein, der in seinem Gefolge den Deutschen neue Ströme von Blut kosten sollte, jener unselige Kampf um Geisterbefreiung, welcher noch bis zur Stunde nicht abgeschlossen erscheint. Dieser große Geisterkampf war es, welcher das deutsche Volk in das furchtbare Ringen auf Leben und Tod mit dem römisch gesinnten Frankenkönig Karl den Großen hineingetrieben hat. Dieser in der Weltgeschichte allerdings nach Alexander und Cäsar im-

posantesten Herrschererscheinung verdankt das Germanentum entschieden die fürchterlichsten Einbußen seiner Volkskraft.

Karl der Große, über dessen Herkunft sogar geschichtliche Zweifel bestehen, dessen Geburtsjahr nicht ganz genau sicher gestellt ist, scheint schon frühzeitig zum Werkzeuge der Papstkirche auserlesen gewesen zu sein. Schon mit 10 Jahren salbte ihn Papst Stephan II. persönlich in der St. Denyskirche von Paris zum König der Franken. In erster Ehe vermählte sich Karl der Große mit einer Tochter des Papstes Hadrians I. Dieser mit der Kirche vermählte Römer Karl sollte dem Papsttum die Herrschaft über den Erdkreis erobern und dafür die äußeren Ehren eines römischen Kaisers genießen. Dieses Geschäft wurde anno 800 perfekt. Karl begann sein blutiges Handwerk der Bekehrung zur Romkirche mit einem Vernichtungskriege gegen den jetzt mächtigsten germanischen Volksstamm, die — Sachsen. Nach dessen Niederwerfung in offener Feldschlacht ließ er alle sächsischen Edelleute, deren er habhaft werden konnte, nach dem französischen Verdun bringen und dort insgesamt hinrichten. So fiel der Kern des Sachsenvolkes — 8000 Köpfe an einem Tage — durch den Gewaltstreich und schändlichsten Verrat des großen Papstfreundes und Königs der Franken, den die Kirche später zum Lohne für seine Verdienst um Rom unter die „Heiligen" versetzte. Karl der Große, der Veranstalter des entsetzlichen Blutbades an der Aller, ist ein „Heiliger der römischen Kirche"; dies hindert aber nichts an der Tatsache, daß die Weltgeschichte eine ähnliche scheußliche Tat selbst unter Nero und den grausamsten asiatischen Despoten nicht aufzuweisen hat.

Empört über den tückischen, verräterischen Massenmord von Verdun erhoben sich die Sachsen und Friesen — diese nach den ausgestorbenen Goten strammsten tapfersten Germanenstämme — noch mehrere Male gegen ihren fränkisch-katholischen Unterdrücker. Mit germanischem Kriegsvolk aus andern

Gauen, das sich hierzu mißbrauchen ließ, rang Karl die Sachsen immer wieder nieder, und zum Schlusse ließ er 10000 Sachsenfamilien mit Kind und Kegel in entfernteste Gegenden seines Riesenreiches unter wildfremdes Volk abführen, wo sie natürlich in der Folge untergingen.

Karl der Große, dieser furchtbare Großschwertträger des Papsttums und eigentliche Begründer der päpstlichen Weltmonarchie, darf als der Zermalmer des Germanentums bezeichnet werden. Dieser Römer Karl übertraf Cäsar, er griff die Deutschen in ihren Stammsitzen an, er traf das Deutschtum in sein Herz.

„Man mag das Christentum, welches er den Deutschen mit dem Schwerte aufdrang, noch so hoch anschlagen, daß um seinetwillen, besonders des Papsttums willen, das herrlichste Volk beinahe ausgerottet wurde, so viel war es der Menschheit doch nicht wert." — Also ruft der bekannte deutschnationale Schriftsteller Theodor Fritsch aus, wenn er die Epoche Karls des Großen und deren Bedeutung für das Deutschtum bespricht, und nicht minder bedeutsam drückt sich der große Geschichtsforscher des Germanentums — Felix Dahn — über diesen Punkt aus, wenn er sagt:

„Ich bin ein Feind der Phrase ‚christlich-germanisch': denn was christlich, ist nicht germanisch, was germanisch, nicht christlich. Germanisch sind: Mannestrotz, Heldenmut und Walhall — nicht Demut, Zerknirschung und Sündenelend und ein Jenseits mit Gebet und Psalmen. Ich bin ein Feind der landläufigen Redensart, daß nur durch das Christentum die Germanen von Barbaren zu sittlichen Menschen hätten werden können. In der alt-heidnischen Moral steckt auch ein sittliches Ideal, ein rauhes, männliches, aber keineswegs bloß Barbarei; und was die Germanen ohne das Christentum aus sich würden entfaltet haben — diesen Versuch hat man ihnen ja nicht gegönnt, da Römer und Franken mit der Übermacht der Kultur

des Staates und der Waffengewalt das Christentum den Widerstrebenden aufzwangen." —

Nach Karls des Großen Zeiten blieb das Germanentum für lange Dauer empfindlich geschwächt zurück. Römischer Geist und allerhand Fremdwesen nahm von da an in deutschen Landen überhand. Sieben volle Jahrhunderte mußten vergehen, ehe das deutsche Volksgefühl sich wieder so weit ermannt hatte, um einen — Luther, den Brecher der romanischen Fremdherrschaft, zu zeitigen. Dieses neue Emporringen deutschen Geistes hatte aber jene entsetzlichen Religionskriege zur Folge, an denen der deutsche Volkskörper sich vollends verblutete.

Dieses Rom hat mehr deutsches Blut verschlungen, als alle anderen Feinde des Deutschtums zusammengenommen. Es war, als ob das römische Kirchentum sich vorgenommen hätte, alles deutsche Geblüt mit Stumpf und Stiel vom Erdball auszurotten. Die Kriegshorden ganz Europas führte das erzürnte Papsttum mit Hilfe seiner fürstlichen Anhänger auf deutschem Boden zusammen, um die verhaßte blonde Rasse vollends zu zerstampfen. Was nicht auf dem Schlachtfelde fiel, endete auf Schafotten und Scheiterhaufen, wenn es der römischen Zwangsbekehrung widerstrebte. Nach Beendigung dieser vom päpstlichen Stuhle gegen Deutschland geführten Kriege war die Bevölkerung desselben bis auf vier Millionen Seelen — sage — vier Millionen von zwölf — zusammengeschmolzen. In den menschenleeren Landen hatte sich während der ein Menschenalter dauernden Religionskriege allerhand fremdes Gelichter eingenistet, das nun die weitere Entartung der blonden Rasse besorgte. Das war Roms Werk. — Die heutigen Deutschen scheinen das ganz vergessen zu haben. Vielleicht aber ist die Zerfahrenheit des deutschen Volkscharakters, die wir in der Gegenwart so sehr beklagen, auf die entsetzliche Verheerung zurückzuführen, deren Opfer Deutsch-

land im 30jährigen Kriege geworden war. Der Rückgang der blonden Rasse machte sich von da an besonders im deutschen Volksgeiste sehr bemerkbar. Das undeutsche Ferment war zu stark angewachsen. Die reine Lehre des Nazareners war in ihrer italischen Entartung zum Fluche der abendländischen Völker, besonders aber der Deutschen geworden. — Wie ein finsterer Wahn war sie über die Lande gezogen, hatte die scheußlichsten Leidenschaften entfesselt, die edelsten Köpfe aller Nationen dem Verderben überliefert. Am schrecklichsten hatte die Furie des Religionskrieges aber in Deutschland gewütet, welches dem Papsttum seit den arianischen Gotenzeiten ein Dorn im Auge geblieben ist.

Die letzte Nachlese im Verbrauche germanischen Blutes haben die Napoleonischen Kriege gehalten. Wie immer, stellten auch hier anfangs deutsche Länder dem korsischen Eroberer die besten Streitkräfte zur Verfügung und vergeudeten das Blut ihrer Söhne auf der Wahlstatt seiner Siege. Erst nach schwerster Demütigung erwachte, angefacht von wackeren, stammesbewußten deutschen Männern, der alte Germanengeist zu neuem Leben, und stellte seine Mannen dorthin, wohin sie von Rechtswegen eigentlich gehören, in die Reihen der Kämpfer um das eigene Vaterland. Deutschland hatte endlich sich selbst wiedergefunden. Die alte Germanenkraft und Germanentreue hatten endlich ihre Wiedergeburt gefeiert und in dieser feurigen Lohe ward dem deutschen Volke auch der gewaltige Nationalheros geboren, welcher das deutsche Volk zu neuer Größe und Macht, zu einem nie vorher geahnten, nie vorher gefühlten, nationalen Leben emporführen sollte. —

Wie sonderbar! Fast die ganze blonde Rasse mußte sich erst in wahnwitzigen Kämpfen um Dinge, die sie zumeist wenig angingen, verbluten, ehe es möglich ward, Deutsche zu Deutschen zu machen, das heißt, zu einem Volke, das sich eins fühlt und nur für eigene Interessen das Schwert zieht. Solange es

Deutsche gibt, hatte es nie ein Mann verstanden, der deutschen Volksseele so nahe zu kommen, sie so zu umfassen und mit sich in die stolzen Höhen einer schönen Freude an sich selbst fortzureißen, wie jener Riesengeist, zu dessen Ruhme sich heute in allen deutschen Landen die Bismarcksäulen erheben, weithin die Wiedergeburt der alten Germanenkraft, des alten Germanengeistes verkündend. Ein Gefühl, wie es niemals zuvor in einer 2000jährigen Geschichte die deutsche Volksseele beschlichen, hatte dieser unvergleichliche Mann zur hellen Flamme anzufachen gewußt, in den Herzen aller Deutschen unter allen Himmeln die Liebe und Freude zu sich und an sich selbst zu neuem Leben geweckt, so daß es schien, als wollte dieses neue deutsche Volk in seiner früher nie empfundenen Daseinsfreudigkeit, des eigenen Glückes voll und seiner Riesenmacht bewußt, die ganze übrige Welt mit sich an deutschem Wesen genesen machen. Und heute? Lassen Sie mich, hochverehrte Anwesende, mit diesem herrlichsten Bilde deutscher Größe dem Schlusse zueilen.

Nicht nur im Kampfe mit dem klassischen und päpstlichen Rom, nicht nur im Kampfe mit dem fränkischen Erbfeinde, mit den räuberischen Magyaren, mit den christenfeindlichen Türken verblutete sich auf tausend Schlachtfeldern die blonde Rasse, sie hatte auch einen ebenso hartnäckigen, noch heute nicht beendeten Kampf mit den von Osten her in die herrlichen, durch Kulturfleiß segensreich gewordenen deutschen Lande ihre Erobererhände ausstreckenden Slaven zu bestehen.

Und mit welch wildem Hasse wird dieser Kampf seitens des Westslaventums geführt. Wir erinnern da nur an die Greuel der Hussitenkriege. Von diesen freundnachbarlichen Gesinnungen bekommt das deutsche Volk ja noch in unseren Tagen der brutalsten Beweise in Fülle.

Die „Mitteilungen des Allgemeinen Deutschen Schulvereins" stellen aus jüngst erschienenen Artikeln polnisch-

galizischer Blätter eine kleine Auslese von Stilblüten zusammen, die recht hübsch die freundnachbarlichen Gesinnungen der Polen für das Deutschtum kennzeichnen. Man muß das genießen: „Die Deutschen wären ein braves Volk, wenn sie nicht — deutsch wären, d. h. wenn sie nicht bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit ihr Volkstum hervorkehrten. Am liebsten würden wir sehen, wenn die deutsche Pest aus dem Lande entfernt werden möchte. Auch mit Gewalt!" — „Das deutsch-galizische Volkstum gereicht Galizien zur großen Schande." — „Ich kann eine Bestie lieb haben, aber diese Schwaben sind mir in der Seele verhaßt." — „Wollen sich die Deutschen gegen uns auflehnen, dann werden wir sie niederschießen wie tolle Hunde." — „Die Geistlichkeit ist gegen die Deutschen, weil sie die Personifikation des Teufels sind." — „Die Deutschen bilden eine stete Gefahr für unsere Kultur!" — Haß und wieder Haß gegen alles Deutsche, das ist nun einmal das ganze Um und Auf der Slavenbewegung!

Auch dieser nimmer ruhende Völkergrenzstreit reicht bis in die Karolingerzeiten zurück und soeben hat in einem beachtenswerten Werke Alexander Wäber nachgewiesen, daß es sich bei diesem Kampfe der Deutschen mit den Westslaven nicht um Eroberung slavischen Bodens, sondern um die Wiedergewinnung des alten deutschen Besitzstandes handelt. Denn schon zu Beginn unserer Zeitrechnung hat sich das deutsche Stammland gegen Osten hin bis zur Weichsel erstreckt. Überall an der Elbe, Oder und Weichsel sind die Deutschen früher als die Slaven gewesen. Nicht die Deutschen, sondern die Slaven sind die Eindringlinge.

Mit großer Wärme behandelt das Buch die Zeit des Aufschwunges deutscher Volkskraft im Mittelalter, wo die Deutschen von einer gesunden völkischen Eigenliebe beseelt waren. Dieser Aufschwung äußerte sich im Drang des deutschen Volkstums

nach Osten, durch welchen ein Teil der Alpen- und Donauländer für das Deutschtum wieder gewonnen wurde und die Eindeutschung vom östlichen Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, der Meißener Mark, Schlesien und Preußen erfolgte. Im deutschen Ordensstaate, in Preußen und Livland, hat sich der Machtbereich des deutschen Volkes sogar bis zum finnischen Meerbusen erstreckt. Nach einem abermaligen Zurückweichen des Deutschtums vor dem Slaventum nach der Schlacht bei Tannenburg hat erst Friedrich der Große den Zug nach dem Osten wieder neu belebt und durch die Wiedergewinnung von Westpreußen und dem Netzedistrikt, diesem uralt deutschen Stammgebiete, die Sache des deutschen Volkes geführt. Jetzt liegt es am deutschen Volke, sein Werk weiter auszubauen und Sorge dafür zu tragen, daß Posen und Westpreußen völlig eingedeutscht werden.

Sollte dem Polentum die Sprengung des festen Gefüges des preußischen Staates gelingen, so würde das Deutschtum nicht mehr um die Weichsellinie, sondern um die Oderlinie zu kämpfen haben.

Und wenn es erst den österreichischen Slaven gelänge, den Zusammenhang der deutschen Sudeten- und Alpenländer zu zerstören, dann hätte Deutschland nach Osten hin überhaupt keine sichere, keine geschlossene Grenze mehr und wäre verloren. Wie anders könnte aber dies alles sein! Hätten die Deutschen die Zeit seit Beginn ihrer Geschichte besser genützt, hätten sie anstatt sich selbst — lieber ihre Feinde bekämpft, anstatt fremder Sache lieber der eigenen gedient — dann gäbe es seit lange schon ein deutsches Weltreich.

Der Verwirklichung dieses stolzesten Traumes, wie er in der Seele des großen Toten vom Sachsenwalde lebte, fehlt das echte Normanenblut der blonden Rasse von einst.

Was heute in deutschen Landen lebt, ist nicht mehr die Taciteische Herrenrasse, sondern ein buntes Rassengemisch, dem

die Fähigkeit germanisch zu denken fast abhanden gekommen zu sein scheint. Dies zeigt sich sogar an den Fürstengeschlechtern. Nach vorgenommenen anthropologischen Messungen sollen nur drei deutsche Regenten den reinen Typus der germanischen Rasse noch gezeigt haben. Der greise Prinzregent Luitpold von Bayern, der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen und der Fürst von Lippe.

Es gibt also sogar schon wenig echte Germanenfürsten mehr.

Alles Geborene ist eben das Ergebnis der Zeugung, des Blutes, woher es stammt.

Zu germanischen Kindern gehören auch rein germanische Eltern.

Darauf hat aber der Deutsche nie gehalten. Er verlor seine echte Nachkommenschaft in tausendjährigen Kämpfen, und zeugte unechte mit fremden Völkern. So kann zwar die Menschheit sich weiter erhalten, aber nicht ein einzelnes Volk.

Der übermäßige Spiritualismus gewisser kosmopolitischer Theorien verschließt sich mit Unrecht einer so einfachen, klaren, ethnologischen Tatsache. Erst in neuester Zeit haben Gelehrte wie Gobineau und Chamberlain die Welt wieder an die Quellen alles Seins, auch des volksindividuellen Seins zurückgeführt und nachgewiesen, daß die Rassenfrage nicht nur eine rein biologische, sondern eine eminent staatspolitische Frage darstellt.

Die Wichtigkeit des Rassenmomentes als volkserhaltenden Prinzipes hat eigentlich kein Volk so richtig erfaßt, wie die Juden und kein Volk hat besser bewiesen, wie wichtig dies Prinzip ist. Es genügt, um auch in der Zerstreuung ein Volk, eine Rasse, zu erhalten. Im Sinne der Gobineauschen Rassentheorie leben heute in Deutschland nur noch 10 Prozent reiner Germanen. Der Rest ist Mischvolk, das aber doch noch genügend deutsches Blut in sich führt, um sich wieder auffrischen zu können, wenn es nur wollte.

Leider ist aber weiteren Verlusten germanischen Blutes, deutschen Besitzstandes durchaus noch keine Grenze gesetzt. Alljährlich geht der germanischen Rasse kostbares Volkstum daheim und in der Fremde verloren. Man kann besonders dem heutigen Geschlechte den Vorwurf nicht ersparen, daß es in geradezu leichtfertiger Weise deutschen Boden fremden Rassen preisgibt. Man wird auch nicht behaupten können, daß der nationale Schutz der Deutschen durch die Gründung des neuen Deutschen Reiches irgendwie gewonnen hätte.

Die Aufreibung der Ostmarkdeutschen durch das stürmisch vorwärts drängende Westslawentum hat sogar bedenkliche Fortschritte gemacht. Mit Blut und Eisen hat vor einem Menschenalter Bismarck die Westgrenzen des deutschen Vaterlandes sicher gestellt gegen das Welschtum. Ein anderer Bismarck wird kommen müssen, um in gleicher Weise auch die deutschen Ostgrenzen vor weiterem Einbruche sicher zu stellen. Früher wird der Deutsche seines Daseins nicht froh werden können. In dem Umstande, daß das deutsche Blut bereits so bedenklich großen fremden Einschlag erfahren hat, muß vorläufig noch nichts Entmutigendes für das heute lebende Geschlecht erblickt werden, da ja andere Völker auch keine reinere Rasse aufzuweisen haben. Es gilt dies besonders von den Westslawen, in deren Adern entschieden mehr germanisches Blut fließt, als in den deutschen Adern slawisches. Dem biologischen Prozesse der Rassenmischung sind eben im Laufe der Zeiten alle Völker mehr oder weniger unterlegen.

Was den heutigen Deutschen zum Deutschen macht, ist bei ihm ebenso wenig die von den alten Germanen ererbte Rassenform, als etwa bei den Slawen die rasseneigentümliche sarmatische Kurzköpfigkeit, Stumpfnasigkeit, breite Gesichtsform mit vorstehenden Jugularbögen das sichere Erkennungsmerkmal bildet.

Die nationalen Merkmale der heute lebenden Völker liegen eben mehr auf dem geistigen als somatischen Gebiete. Sie setzen sich zusammen aus der einem Volke eigenen Kultur, seiner intellektuellen und Charakterentwicklung, vor allem aber in dem Grade des in einem modernen Volke zur Entwicklung gelangten nationalen Zusammengehörigkeitsgefühles. Wo letzteres verkümmert, ist nichts imstande, den Auflösungsprozeß aufzuhalten.

Dies sollten sich besonders die Deutschen Österreichs zu Herzen nehmen, welche gegenwärtig der bedrohteste Stamm der deutschen Nation sind.

Wer sich seiner Geburt, Erziehung und nationaler Überzeugung nach als Deutscher fühlt, der ist ein — Deutscher und sollte auch den Mannesmut besitzen, ein solcher bleiben zu wollen, sein Geschlecht als deutsches Geschlecht seinen Nachkommen zu erhalten und zu überliefern. Stumpfsinnige Gleichgültigkeit gegen solche Pflicht ist ein trauriges Zeichen des sittlichen Verfalles eines Volkes. Das warmherzige Gefühl für nationale Ehre, für Ruhm und Größe des eigenen Volkes wird allerdings ein um so mächtiger entwickeltes sein, je mehr der Betreffende sich auch der Rasse nach seiner germanischen Herkunft bewußt ist. Der Ethnologe Dr. Röse hat darum so unrecht nicht, wenn er behauptet, die Bestrebungen des deutschen Volkes und Reiches der Gegenwart müßten darauf gerichtet sein, den noch vorhandenen Rest nordischen Rassenbestandes vor weiterer Vergeudung in Kriegen oder leichtfertiger Vermischung mit fremden Rassen zu bewahren. Gerade dieses Bestreben wird aber durch die unsere Zeit beherrschende Masseneinwanderung fremder Rassen in deutsches Gebiet ganz einfach illusorisch gemacht. In das ohnedies übervölkerte deutsche Sprachgebiet wandern alljährlich Hunderttausende fremder Rassen ein.

Dadurch füllt sich der alte Raum des 2000jährigen,

deutschen Vaterlandes immer mehr mit einem neuen undeutschen Inhalt, der, wie die Dinge heute stehen, nicht etwa in dem autochthonen bodenständigen, germanischen Volkstum aufgeht, sondern im Gegenteile bald nach der Einwanderung die Allüren des Eroberers annimmt, das angestammte Volk bedrängt und verdrängt, wohl auch der Rasse nach degeneriert. Dies Schauspiel vollzieht sich heute unter unseren Augen fast in allen noch deutsch gebliebenen Landen. Daran hat der Bestand des neuen deutschen Reiches nicht nur nichts geändert, sondern seit seinem Bestande haben sich die Anzeichen beginnender Verslawung deutschen Bodens sogar noch gesteigert und sind bereits bei dem Phänomen gewalttätigen Einbruches auf deutschen Boden angelangt. Solche Erscheinungen des internationalen Lebens tragen nicht mehr den Stempel eines vernünftigen, naturgemäßen Herganges der Dinge an sich. Sie sind das Produkt feindlicher Mächte und wer sie billigt, zuläßt oder gar fördert, bekennt sich als Feind der Nation, auf deren Kosten dies geschieht und sollte auch von ihr als solcher angesehen und behandelt werden. Wir Deutsche haben im Laufe der Jahrhunderte schon manches Stück alter deutscher Erde vom gemeinsamen Vaterlande losreißen gesehen. Der Epoche der Entdeutschung muß endlich einmal wieder eine Epoche der Eindeutschung folgen.

Wir wollen es am Ende weniger beklagen, daß von jener urwüchsigen, früher geschilderten blonden Rasse der alten Germanen wenig mehr übrig ist, aber das deutsche Volk, welches heute lebt, hat alle Ursache, auf seiner Hut zu sein, um nicht das Schicksal der Goten und Vandalen zu erleiden.

Wenn die deutsche Rasse wirklich in der vom Osten her vordrängenden Völkerflut unterginge, dann ginge mit ihr noch etwas anderes zu Grabe, das kein Volk der Erde so sein eigen nennt, wie das deutsche. Das ist die naive, von aller völkischen Selbstsucht losgelöste reine Begeisterung für ein ideales Men-

schentum, jene oft rührende Schwärmerei für die ethischen Güter der Menschheit, für Wahrheit und Recht, Aufklärung und Freiheit, jener selbstvergessene Altruismus, der in allen Menschen nur Brüder sieht, der aus lauter Rechtsgefühl des eigenen Daseinsrechtes vergißt und sich selbst zum Opfer bringt. Diese dem Geiste nach blonde Rasse ist noch nicht ausgestorben, sie lebt auch in ihren nichtblonden Nachkommen noch fort und vererbt den guten alten deutschen Geist auf kommende Geschlechter Der Deutsche ist eben auch in seiner Rassenvermischung der Parzival unter den Nationen der Erde geblieben und gerade diese Eigenschaft ist es, die ihn geistig so hoch über den anderen Nationen stehen macht. Daran und nicht an den Haaren, die seinen Scheitel umkränzen, erkennt man den wahren Deutschen. Schöner aber, poetischer und kräftiger zugleich konnte wohl niemand den Kampf der Deutschen um ihr Volkstum und ihre Ideale sinnbildlich wiedergeben, als unser wackerer Turnvater Jahn mit den Worten:

„Wogen wallen um Felsen, Orkane stürmen gegen Alpenhörner, die Erde erbebt und besteht. Den Charakter beugt die Not nicht zum Brechen nieder, neukräftig ersteht er aus Leiden, wie die hinschmachtende Blume vom Himmelsblau gebadet. Was im gewöhnlichen Lebensgewühl der edle Charakter vollendeter Menschen, das ist im Völkergebiete das Volkstum. Volkstum ist eines Schutzgeistes Weihungsgabe, ein unerschütterliches Bollwerk, die einzige natürliche Grenze. Die Natur hat diese Völkerscheide selbst aus natürlichen Beschaffenheiten erbaut, fortwirkend durch die Zeit wieder gebildet, durch die Sprache benannt, mit der Schrift befestigt und in den Herzen und Geistern verewigt. Alle Tage geht die Sonne auf und unter; Feuerberge, Gluthauche, Orkane und Erdbeben haben ihre gemessene Zeit; die Ungewitter unter den Völkern donnern aus und verblitzen."

Auch jene Ungewitter, welche heute das große, gemeinsame deutsche Vaterland drohend umkreisen, werden verblitzen, ohne

die gewaltige deutsche Eiche zu brechen. Denn der Deutsche ist derselbe geblieben, stark im Kampfe, wenn es einmal ernstlich gilt, lässig und sorglos seiner Ideenwelt nachhängend, solange er sich nicht bedroht glaubt. Darum mögen aber doch die führenden Geister des deutschen Volkes — und die letzten Ereignisse im Deutschen Reiche geben Zeugnis, daß man dies zu tun sich endlich anschickt — der Erkenntnis sich nicht verschließen, daß der Vorrat des kulturschöpferischen nordischen Blutes nicht unerschöpflich ist, daß er sogar schon bedenklich zur Neige geht und vor weiterer Degeneration bewahrt werden muß.

Anders als in früheren Zeiten strebt man heute dem Ziele der Vernichtung einer Rasse, eines Volkes zu. Früher rottete der Feind mit Feuer und Schwert die Eingeborenen jenes Landes aus, dessen er sich bemächtigen wollte, und trieb die Überlebenden in die Fremde. Heute betreibt man die Landnahme viel einfacher, auch für den Eroberer bequemer. Man sorgt durch Einwanderung und Blutvermischung für die Entartung der angestammten Bewohnerschaft und führt sie durch langsame Entnationalisierung dem eigenen Lager zu. Man vergrößert und stärkt die eigene Masse durch ein fanatisches Renegatentum. Tschechen und Magyaren verdanken ihre heutige Stärke vorwaltend dieser Methode. So hilft der Deutsche mit seinem eigenen Blute die Reihen seiner Feinde verstärken und ladet damit auf sich die schwerste Schuld, die ein Volk vor dem Forum der Weltgeschichte auf sich laden kann. Kein Volk hat aber eine so leichtfertige Vergeudung seiner nationalen Kräfte weniger nötig, als gerade das deutsche, dessen geographische Lage es nötigt, überall schärfste Grenzwacht zu halten, dessen Feinde an Zahl und Macht stetig zunehmen und drohender als je zuvor sich gegen die Deutschen erheben. Niemals galt für die Deutschen mehr der Feldruf: „Alle Mann auf Bord!“ als heute, niemals hat er die Deutschen sorgloser und uneiniger vorgefunden.

Rom und Hellas, Ägypten und Babylon sind am Rassentode zugrunde gegangen. In zwölfter Stunde schrieb man in dem sinkenden Rom Preise für Kindersegen der latinischen Rasse aus. Es war zu spät. Es gab keine Römer mehr. Das Schicksal des alten Rom, welches die Deutschen in ähnlicher Weise zerstörten, wie ihnen dies nun selber droht, sollte gerade ihnen viel zu denken geben. Die Lorbeerkrone der Unsterblichkeit wird nur jenem Volk zuteil, das an sich selbst die Tugend der Treue zu üben weiß.

Die Kämpfe um Böhmen im Spiegel der Weltgeschichte

Vortrag

gehalten in der Versammlung
des „Egerländer Volksbundes“
am 25. März 1909 in Eger.

Hochansehnliche Versammlung!

Sehr geehrte Herren!

In einer Zeit, wo der Kampf um die Vorherrschaft über eines der vielumstrittensten Länder Mitteleuropas, welches im Laufe der Jahrhunderte schon so oft den Kriegsschauplatz der um seinen Besitz ringenden Reiche und Völker gebildet hat, wieder in den Vordergrund der politischen Ereignisse unseres alten Weltteiles gerückt erscheint, mag es vielleicht von höherem aktuellerem Interesse sein, an der Hand des geschichtlichen Werdeganges dieser erbitterten Kämpfe um eines der schönsten und ergiebigsten Länder Europas sich ein etwas klareres, bestimmteres Bild über die den Besitz- und Vorherrschaftsansprüchen der streitenden Teile zugrunde liegenden historischen oder auch zurzeit geltenden Rechtstitel zu verschaffen.

Wie männiglich bekannt, handelt es sich in der Gegenwart um das Bestreben des tschechisch-slawischen Volksstammes, aus den ehemaligen Ländern der Wenzelskrone, welche derzeit einen Bestandteil der Habsburgischen Monarchie ausmachen, einen selbständigen slawischen Nationalstaat vom Umfange und Ansehen des gewesenen Přemyslidenreiches wiederherzustellen, ein Unternehmen, welches ebensowohl die völlige Umgestaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie wie die vollkommene Unterdrückung und nationale Einschmelzung des diese Länder seit uralten Zeiten besiedelnden deutschen Volksstammes zur unumgänglichen Voraussetzung hätte.

Hierbei wird nun vielfältig, sowohl von deutscher wie von tschechischer Seite, das Recht historischer Besitztitel angerufen,

so daß es sich wohl der Mühe verlohnt, sich mit diesen von der Geschichte abgeleiteten Vorherrschaftsansprüchen etwas vertrauter zu machen, wobei aber gleich im vorhinein darauf hingewiesen werden muß, daß sog. historischen Rechten keineswegs und für alle Zeit ein Vorrang vor dem lebendigen Rechte eingeräumt werden kann.

Böhmen war in urältester Zeit, wie die meisten Länder Europas, von Kelten bewohnt. Die in Böhmen Angesiedelten hießen sich Bojer. Im Jahre 80 v. Chr. wurden diese Bojer von einem Germanenstamme, den Markomannen, aus dem Lande gedrängt, letzterem selbst aber der Name nach seinen ersten Bewohnern Bojerheim, Böheim, Böhmen belassen. Die eingewanderten Markomannen gehörten dem großen Völkerbunde der Sueven oder Schwaben an und waren von Dänemark herübergekommen. Auch sie sollten nicht lange ungestört im Besitze des vielbegehrten Landes bleiben, welches ihnen von den Römern streitig gemacht wurde, deren Oberhoheit sie auch bald anerkennen mußten. Im sog. 13 Jahre dauernden Markomannenkriege zu Kaiser Marc Aurels Zeiten, desselben, dem Vindobona seine Gründung verdankt, gelang es zwar, die Römerherrschaft abzuschütteln (180 n. Chr.), allein auch die Markomannen begannen nun Böhmen allmählich zu räumen und in das heutige Bayern zu überwandern, den Ruhm des kraftvollen markigen Germanenstammes der Bojuwaren bis zum heutigen Tage da fortpflanzend. Gegen Ende des vierten Jahrhunderts war der größere Teil des Markomannenstammes aus Böhmen bereits fortgezogen, in welches nun von Osten her slawisches Volk stoßweise und in vereinzelten Haufen nachrückte.

Diese erste slawische Einwanderung wird von einem griechischen Geschichtsschreiber Prokopius in das Jahr 494 verlegt. Der Führer dieses Slawenvolkes soll Czech geheißen haben und bis zum Georgsberge gelangt sein. Es waren anfangs nur vereinzelte Volkshaufen, die, unabhängig voneinander, ver-

schiedene Teile Böhmens besetzten, sich aber bald über das ganze Land ausbreiteten. Der mächtigste Stamm derselben — die Tschechen — hatte sich im Zentrum des Landes niedergelassen und überragte bald die anderen schwächeren Stämme so, daß die Bezeichnung „Tschechen" nach einiger Zeit allen gemeinsam wurde. Schon zu Ende des 6. Jahrhunderts war der größere Teil des Landes in ihren Händen und Prag der Sitz der neuen slawischen Landesregierung geworden.

Wir wollen die Kämpfe übergehen, welche das kaum in den teilweisen Besitz Böhmens gelangte Slawenvolk mit den wilden Reiterscharen der Avaren um seine neue Heimat zu bestehen hatte, aus deren grausamer Herrschaft es durch einen fränkischen Kaufmann namens Samo 603 befreit wurde. Dieser kühne entschlossene Mann, der aus Franken nach Prag gezogen war, wurde der Tschechen erster Feldhauptmann, besiegte in blutigen Schlachten erst die Avaren und später sogar seinen eigenen Frankenkönig Dagobert, welcher gegen Böhmen zu Felde gezogen war. Der deutsche Samo wurde von den dankbaren Tschechen dafür zum Könige ausgerufen und die erste Königsburg auf dem Vyšehrad erbaut. So seltsam hatte es das Schicksal gefügt, daß ein Deutscher der Begründer der ersten tschechischen Dynastie werden sollte.

König Samo überzog bald sein ehemaliges Vaterland mit Krieg, brach in Thüringen, Franken und andere deutsche Gaue ein und verheerte dieselben.

Diese Kämpfe Samos bilden den Anfang jenes seither nie mehr zur Ruhe gekommenen ewigen Ringens zwischen dem in deutsches Land eingedrungenen Slawentum und dessen angestammten Bewohnern.

Bezeichnend ist es, daß schon zu jener Zeit deutsche Intelligenz der Heerführer slawischer Eroberungsgier gegen deutsches Land geworden war, ein Vorbild, welches leider in der Folge nur zu oft Nachahmer finden sollte.

Nach Samos Tode verliert sich die Geschichte Böhmens ins Sagenhafte und gewinnt für uns erst wieder Interesse mit der Gründung einer erblichen tschechischen Dynastie unter den Přemysliden, welche zeitlich mit dem Auftauchen der Karolinger in der Weltgeschichte nahezu zusammenfällt. Der in Böhmen entstandene Slawenstaat hatte indes zweifellos an jener inneren Festigkeit gewonnen gehabt, zu der König Samo den Grund gelegt hatte.

Die gewaltige Riesenerscheinung Karls des Großen, des Begründers der christlich-germanischen Kulturwelt, des Wiederherstellers der römischen Kaiserwürde, sollte auch auf die Geschicke des Böhmerlandes nicht ohne Einfluß bleiben. Karl der Große, welcher ein Riesenreich, aufgebaut auf einer der gewaltigsten Kulturideen, errichtet hatte, konnte nicht mitten in Europa einen heidnischen Slawenstaat bestehen lassen. Von einem Widerstande gegen Karls des Großen Weltherrschaftspläne seitens des kleinen Tschechenvolkes war ein anderer Erfolg als der völliger Vernichtung gar nicht zu erwarten gewesen. Nach kurzem Kampfe wurde denn auch Böhmen unterworfen und ging als tributpflichtiges Land in Karls des Großen Riesenreiche unter. Seit 806 bildete Böhmen nur noch einen Bestandteil Deutschlands, in dessen Kulturverband es aufgenommen worden war.

Geographische und politische Verhältnisse knüpften von da an den durch Karl dem Großen eingeleiteten Zusammenhang zwischen Böhmen und dem Reiche immer fester, trotz aller oft genug versuchter gegenteiliger Bestrebungen der Tschechen. Dazu reichte eben ihre Kraft nicht aus, um sich dem natürlichen Einflusse einer so gewaltigen, wohlorganisierten Kulturwelt, die sie rings umgab, vollkommen zu entziehen.

Das konsequente Vorgehen der späteren deutschen Kaiser, die Bildung eines Magyarenstaates an der unteren Donau, die Uneinigkeit der Slawenstämme untereinander, besonders aber

deren sprachliche und kulturelle Verschiedenheit verhinderte immer wieder die Bildung eines westslawischen Großstaates an der Grenze Deutschlands, so oft auch der Versuch hiezu unternommen wurde.

Die Geschichte Böhmens blieb seit dem Jahre 806 im innigsten Zusammenhange mit der deutschen Reichshistorie. Nach der Teilung des großen Frankenreiches Karls des Großen (840) war Böhmen mit dem übrigen Deutschland an Ludwig den Deutschen gefallen. Auch das großmährische Reich Swatopluks wurde unter Kaiser Arnulf von Kärnten zerstört und die Söhne des Tschechenherzogs Bořiwoj — Spytighnew und Wratislaw — erschienen demütig vor Kaiser Arnulf auf dem Reichstage in Regensburg (895), um ihm den Lehenseid zu leisten. Böhmen blieb Deutschland untertan, allerdings nur solange, als mächtige, willensstarke Herrscher auf dem deutschen Kaiserthrone saßen. Schon unter Ludwig dem Kinde, dem letzten Karolinger (911), versuchte es der Tschechenherzog Spytighnew, vom Reiche loszukommen und einen eigenen Tschechenstaat zu gründen. Der Versuch schlug fehl und als Deutschland endlich 919 vom Frankenreiche für immer abgelöst, seinen ersten deutschen König — Heinrich den Finkler — erhielt, da war die deutsche Herrschaft über Böhmen für längere Zeit gesichert. Heinrich der Finkler, dieser eigentliche Begründer des Deutschen Reiches, hatte es verstanden, die deutsche Reichsmacht zu einer achtungsgebietenden Höhe emporzuheben. Er wurde der deutsche Städtebegründer seines Reiches, er förderte deutschen Handel und Wandel auch in Böhmen, vor dessen Hauptstadt er bald mit einem Heere erschienen war, um den Tschechen die neue Lage der Dinge zu Gemüte zu führen. Der Tschechenherzog Wenzel der Heilige, nach dem die böhmische Königskrone noch heute ihren Namen trägt, hatte das Christentum angenommen und sich bereitwillig dem Deutschen Reiche angeschlossen. Dadurch hatte er sich aber

den ganzen Haß der heidnisch gebliebenen tschechischen Großen zugezogen, mit denen sich sein Bruder Herzog Boleslaw der Grausame verband, um den deutschfreundlichen heiligen Wenzel am 28. September 935 an der Kirchentüre von Altbunzlau zu — ermorden.

Wie groß die deutsche Macht in Böhmen aber damals schon war, zeigte am besten der Umstand, daß der Mörder und Nachfolger Wenzels des Heiligen, Herzog Boleslaw I., sich gar bald gezwungen sah, die Oberhoheit des deutschen Kaisers über Böhmen ebenso anzuerkennen, wie sein von ihm ermordeter Bruder.

Heinrich des Finklers Sohn, Kaiser Otto der Große, der Begründer des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, war nicht der Mann, um sich von einem Tschechenherzog etwas bieten zu lassen. Er brachte ihn nach kurzem erbittertem Kampfe zum Gehorsam. Der ebenso schlaue wie kraftvolle Tschechenfürst wußte sich sogar die Gunst des mächtigen deutschen Kaisers zu erschleichen, der nun nichts dagegen hatte, daß Herzog Boleslaw Mähren, Schlesien, die Slowakei, ja sogar Teile Polens unter seine Herrschaft brachte.

Hätte Otto der Große die Tschechen so gekannt, wie wir sie heute kennen, er würde sichs überlegt haben, deren Macht so zu stärken. Herzog Boleslaw I. hinterließ seinem gleichnamigen Sohne sogar ein sehr stattliches, wohlorganisiertes, wenn auch unter deutscher Oberhoheit stehendes Slawenreich. Ein solches mußte künftigen deutschen Kaisern von minderer Machtfülle, wie der Otto des Großen, gefährlich werden, und dies wurde es auch.

Schon unter Otto des Großen Nachfolger, Otto II. begannen die Trennungsversuche von neuem. Herzog Boleslaw II. verband sich mit dem Polenherzog Mecislaw zur Bekämpfung deutscher Reichsfürsten. Es kam sogar zu einer Verschwörung gegen Kaiser Otto II. selbst, an der sich ein deutscher

Reichsfürst, Herzog Heinrich der Zänker, beteiligte. Wir begegnen da dem ersten Beispiel von Verräterei deutscher Reichsfürsten an Kaiser und Reich, die später noch oft wiederkehrte und viel Unheil über Deutschland brachte. Kaiser Otto II. schlug die Verschwörung nieder und der Tschechenherzog erhielt, als er reumütig vor seinem Kaiser erschien, die erbetene Verzeihung. Otto II. beging denselben Fehler wie sein Vater. Man kannte eben die Slawen zu wenig. Derselbe Herzog Boleslaw II. erhob sich in der Tat von neuem gegen die deutsche Herrschaft, als Otto dem II. sein minderjähriger Sohn Otto III. gefolgt war. Auch diesmal hatte er den Polenherzog und Heinrich den Zänker an seiner Seite. Die Anschläge der Tschechen gegen die deutsche Reichseinheit wiederholten sich nun bei jeder halbwegs passenden Gelegenheit. Man hatte es mit einem geschworenen Erbfeinde zu tun. Dem Kaiser Otto III. gegenüber ging man sogar noch weiter. Die beiden Slawenfürsten waren vermessen genug, Otto III. stürzen zu wollen, um Heinrich den Zänker auf den Thron zu bringen. So weit war es damals schon gekommen, daß slawische Fürsten über den deutschen Kaiserthron verfügten, weil er zufällig von einem Kinde besetzt war. Der Anschlag der beiden Slawenfürsten mißlang zwar ebenfalls, aber so viel war klar geworden, daß dieser tschechische Lehensstaat des heiligen römischen Reiches deutscher Nation eine beständige Gefahr für letzteres selbst bedeutete, und daß man vor ihm auf seiner Hut sein mußte. Deutschland war aber in jenen Zeiten kein deutsches sondern ein römisches Reich, zusammengesetzt aus einer Unzahl nur lose verbundener Teilfürstentümer, deren Reichstreue nicht allzu verläßlich war. Es hing also wesentlich von den Herrschergaben des jeweiligen deutschen Kaisers und böhmischen Herzogs ab, ob Böhmen mehr oder weniger zum Deutschen Reiche gehörte. Dementsprechend wechselt auch das Bild in der Ge-

schichte und bietet mitunter die seltsamsten Szenerien dar. So sehen wir z. B. am 8. September des Jahres des Heiles 1004 den deutschen Kaiser Heinrich II. den Heiligen an der Spitze aller deutschen Fürsten, Grafen und Ritter seinen überaus festlichen Einzug in Prag halten, um da den vom eigenen Bruder Boleslaw III. entmannten Herzog Jaromir auf den Thron seiner Väter zu setzen, ein rührendes Schauspiel deutscher Herzenseinfalt, welche das Přemyslidenhaus aus der Gewalt des wilden Polenherzogs Boleslaw Chrobri retten geholfen hatte. Darum blieb Böhmen doch ein deutschfeindliches Land, weil die Mehrheit seiner Bevölkerung eben eine slawische war. Dagegen gewann aber Böhmen als deutsches Reichs- und Kurland immer mehr Einfluß auf Deutschlands Geschicke selbst. Im Jahre 1024 sehen wir das erstemal einen Tschechenherzog an der deutschen Kaiserwahl mit teilnehmen. Es war dies Herzog Břetislaw I., ein tollkühner, unternehmender Mann, der auch sofort alle Anstalten traf, Böhmen vom Reiche loszureißen, um ein selbständiges Westslawenreich zu gründen. Zu seinem Unglücke war auf dem deutschen Kaiserthrone damals Heinrich III., nach Karl d. Gr. und Otto d. Gr. wohl die mächtigste Herrschergestalt auf deutschem Thron überhaupt. Nach einem blutigen Feldzuge machte Heinrich III. 1041 den Träumen des Böhmenherzogs Břetislaw ein grausames Ende. Barfuß und im Büßerhemde erschien der trotzige Břetislaw vor seinem Kaiser in Regensburg, ihm mit einem Kniefall die herzogliche Fahne Böhmens zu Füßen legend. Die Demütigung des Přemysliden war eine vollständige gewesen. Gebessert hatte sie aber das Verhältnis zwischen dem deutschen Kaiserthrone und seinem slawischen Vasallen nicht. Dies zeigte sich gleich bei Břetislaws Sohne, dem Herzog Spytighnew II. Trotzdem dieser von einer deutschen Mutter abstammte und eine deutsche Wettinerin zur Frau hatte, haßte er doch die Deutschen über alle Maßen. Sein erster Regierungsakt 1055

bestand in einem Erlasse, wonach sämtliche Deutschen binnen drei Tagen Böhmen zu räumen hätten. Glücklicherweise kam es nicht zur vollständigen Durchführung dieses Ausweisungsdekretes, aber es war immerhin kennzeichnend für den geringen Respekt, den man am Přemyslidenhofe schon damals vor Deutschland hatte.

Erst mit der Thronbesteigung von Spytighnews II. Bruder, dem Herzog Wratislaw II., trat endlich wieder ein etwas freundlicheres Verhältnis zwischen Deutschland und Böhmen ein. Das Schicksal hatte es glücklicherweise so gefügt, daß der vielgeprüfte Kaiser Heinrich IV. nicht auch noch einen renitenten Tschechenherzog zu bekämpfen hatte. Dies hätte in jenen stürmischen Zeiten des Kampfes mit dem nach Weltherrschaft lüsternen Papsttum für Deutschland geradezu verhängnisvoll werden können. Aber gerade der Tschechenherzog Wratislaw II. hielt treuer zu seinem Kaiser als so manche deutsche Reichsfürsten, und böhmisches Kriegsvolk war es gewesen, das dem bedrängten Kaiser gegen seine zahlreichen von der herrschsüchtigen römischen Kurie wider ihn aufgebrachten Feinde zu Hilfe geeilt war. Bei der Erstürmung Roms 1083 durch die Kaiserlichen waren es Böhmen gewesen, die zuerst ihre Feldzeichen auf den Mauern der ewigen Stadt aufpflanzten. Herzog Wratislaw schlug persönlich in der Schlacht bei Mailberg 1082 des Kaisers Widersacher, den abtrünnigen Markgrafen Leopold den Schönen von Österreich. Es war das erste Mal seit Einwanderung der Tschechen in Böhmen, daß Deutschland von ihnen etwas Gutes erlebte. Des Kaisers Dankbarkeit war denn auch eine grenzenlose. Auf einer Synode zu Mainz Ende April 1086 überreichte Kaiser Heinrich seinem Freunde Herzog Wratislaw feierlich die Königskrone. Am 15. Juni 1086 fand im Prager Veitsdome die erste Krönung eines böhmischen Königs statt und das herbeigeströmte Volk rief, währenddem der

Bischof die heilige Handlung vollzog: Dem böhmischen und polnischen Könige Wratislaw, dem Erhabenen, Friedfertigen, dem von Gott Gekrönten, Leben, Heil und Sieg! — —

Böhmen war durch deutsche Hand ein — Königreich geworden. Man würde aber sehr irren, wenn man annähme, daß dies die tschechischen Großen und das Tschechenvolk etwa freundlicher den Deutschen gegenüber gestimmt hätte. Trotz seiner hervorragenden Herrschertugenden war sogar König Wratislaw nicht beliebt bei seinem Volke. Man konnte ihm nicht verzeihen, daß er den Deutschen einen Freiheitsbrief gegeben, wonach sie nach eigenem deutschem Rechte im Lande leben durften. Damit war freilich der deutsche Volksstamm als bodenständig in Böhmen anerkannt worden.

Ein Chronist jener Zeit, ein Mönch des Klosters Pegau, schrieb damals über Wratislaw: Er war ein alle seine Vorfahren weit überragender Regent — gefürchtet vom deutschen Kaiser und allen den deutschen Fürsten um ihn usw. An Größenwahn hat es, wie man sieht, schon den Tschechen des XI. Jahrhunderts nicht gefehlt. Von den Nachfolgern des Königs Wratislaw war es Herzog Sobeslaw I. — Kaiser Heinrich V. hatte nämlich die böhmische Königswürde wieder abgeschafft — welcher das Aussterben des fränkischen Kaiserhauses dazu benützen zu können glaubte, um wieder einmal den Versuch der Losreißung Böhmens vom Deutschen Reiche zu wagen. Kaiser Lothar der Sachse wußte aber auch diesen Streich zu vereiteln. Der erbitterte Tschechenherzog rächte sich an dem Kaiser dadurch, daß er die Wahl seines Schwiegersohnes Heinrichs des Stolzen zum deutschen Kaiser hintertrieb und die Wahl Konrads III. des Stauffen durchsetzte. Diesmal hatten die Tschechen sehr gegen ihren eigenen Willen und, ohne eine Ahnung davon zu haben, den Deutschen einen großen Dienst geleistet. Sie hatten Deutschland zu seinem größten Kaisergeschlechte, den Hohen-

stauffen verholfen, während in ihrem eigenen Fürstenhause zur Zeit der Brudermord gräßlichste Orgien feierte und ein übermütiger Landadel die herzogliche Macht vollends untergrub.

Erst mit Wladislaw II. kam wieder ein begabterer Herrscher auf den böhmischen Herzogsstuhl. Als Schwager Kaiser Konrads III. stellte er sofort zum Reiche die besten Beziehungen her, zum großen Verdrusse des tschechischen Landadels, der sich auch gegen ihn verschwor. Konrad III. mußte mit Waffengewalt seinen vertriebenen Schwager wieder auf den Thron setzen.

Als im Jahre 1152 Konrad III. starb und die gewaltige Heldengestalt Friedrich Barbarossas mit mächtiger Faust das Szepter des Reiches erfaßte, da fiel etwas von dem Strahlenkranze kaiserlicher Macht und Gunst auch für die böhmische Herzogskrone ab. Wladislaw hatte seine Beteiligung am italienischen Feldzuge dem Kaiser zugesagt und sein Wort gehalten. Dafür empfing Wladislaw auf dem Reichstage zu Regensburg am 11. Januar 1158 vom Kaiser Friedrich Barbarossa den goldenen Reif als König von Böhmen. Die Urkunde besagte ausdrücklich, daß die königliche Würde dem Böhmenherzog wegen seiner Verdienste um das Deutsche Reich verliehen worden sei und daß sie ihm in seiner Eigenschaft als deutscher Reichsfürst zukomme.

Der Wortlaut dieser Urkunde ließ keinen Zweifel darüber, daß Böhmen deutsches Reichsland war und der Königstitel einen Gnadenakt des deutschen Kaisers darstellte. In der Tat war es nicht einmal Wladislaw II. beschieden, den Königstitel bis an sein Ende zu tragen. Es kam Dank der Bemühungen des hl. Stuhles zwischen ihm und dem Kaiser zu einem schweren Konflikt wegen kirchlicher Angelegenheiten. Kaiser Friedrich Rotbart schaffte auf dem Hoftage von Ermendorf ohne weiteres den böhmischen Königstitel wieder

ab und verfügte auch die Absetzung Herzog Sobeslaws II. Diese Maßregelungen böhmischer Herzöge zeigten doch am deutlichsten, wie abhängig das Land vom Reiche war.

Sogar das Prager Bistum war reichsunmittelbar gemacht worden und unterstand also nicht mehr dem böhmischen Landesfürsten. Die Hohenstauffen hatten es verstanden, der deutschen Reichsmacht Respekt zu verschaffen. Der Glanz absoluter Majestät des deutsch-römischen Kaisertums machte neben sich alles andere verblassen. Noch rücksichtsloser als Kaiser Rotbart schränkte sein Sohn Heinrich VI. die territoriale Selbständigkeit der Vasallenstaaten ein. Mit dem Staat im Staate Spielen wars vorläufig ein Ende. Auch war es ganz begreiflich, daß sich die germanische Welle in Böhmen immer mehr von der Peripherie gegen das Zentrum vorschob. Das Land nahm deutschen Charakter an und wenn auf Heinrich VI. noch einige gleichtüchtige Kaiser gefolgt wären, gäbe es heute keine böhmische Frage mehr. Herzog Sobeslaw II. hatte den Deutschen Prags sogar einen eigenen Burgflecken am Pořič (1061) eingeräumt und eigene Gerichtsbarkeit zugestanden.

Der Niedergang des Hauses der Hohenstauffen setzte leider den deutschen Erfolgen zu bald eine Grenze. Die im Deutschen Reiche nach Heinrichs VI. Tode eingetretenen Zerwürfnisse benützte Herzog Přemysl Ottokar I. sofort, um das alte Spiel wieder zu beginnen. Dieser verschlagene, wortbrüchige, hinterlistige Tschechenfürst schloß und löste Bündnisse und Verträge mit Freund und Feind, wie ers gerade gebrauchte, niemandem die Treue bewahrend. Er hatte sich mit Papst Innocenz III., dem Todfeinde der Hohenstauffen, verbunden, um die Welfen auf den deutschen Kaiserthron zu bringen. Da geschah nun etwas Ungeheuerliches — eine weltgeschichtliche Monstrosität. Papst Innocenz III. ließ am 24. August 1203 durch seinen Kardinal Guido den Tschechenherzog Ottokar I. in

Merseburg zum böhmischen Könige krönen, und in einer eigenen Bulle Böhmen in die Reihe der christlichen Königreiche aufnehmen. Dieser historische Akt, welcher seitens der geschwächten Kaisermacht ohne Widerspruch verblieb, bildet den verhängnisvollen Wendepunkt in dem Verhältnisse Böhmens zum Deutschen Reiche, dessen Folgen wir noch in der Gegenwart empfinden.

Durch einen Gewaltstreich des Papsttums war eine ganz neue Situation zum schweren Schaden des Deutschen Reiches geschaffen worden. Přemysl Ottokar I. war nun König, aber nicht durch die Gnade seines kaiserlichen Lehensherrn, sondern durch den Willen des Papstes. Dieser neue böhmische König war kein Vasall des Kaisers mehr, sein Land war ein selbständiges Königreich geworden. Die deutsche Kaisermacht war gebrochen, gebrochen durch ihre zwei beharrlichsten grimmigsten Feinde — das Papsttum und die böhmische Krone. Daran sollte auch die zerfahrene Tatkraft des letzten großen Stauffen Kaiser Friedrichs II. nichts mehr ändern. Dieser beging im Gegenteil den unheilvollsten Schritt, indem er den usurpatorischen Akt des Papsttums mit seiner kaiserlichen Autorität deckte. In dem bekannten Freiheitsbriefe vom 26. September 1212 bestätigte der Kaiser die dem Tschechenherzog vom Papste verliehene Königswürde und entband den neuen Böhmenkönig der Verpflichtung, ebenso wie die andern deutschen Reichsfürsten, vor dem Reichstage zu erscheinen. Damit hatte der Kaiser dem Papste das Recht zuerkannt, in Deutschland Könige und Fürsten ein- oder abzusetzen, damit hatte er Böhmen aus seiner Lehenspflicht gegenüber dem Reiche entlassen. Ein folgenschweres Ereignis war geschehen. Der listige Tschechenfürst und das herrschsüchtige Papsttum hatten ihr Ziel erreicht. Böhmen war ein selbständiger Slawenstaat geworden durch die unüberlegte Tat Kaiser Friedrichs II., der

auch so eine impulsive Natur gewesen zu sein scheint, um uns eines jetzt so häufig gebrauchten Ausdruckes zu bedienen.

Der 26. September 1212 bedeutete zweifellos eines der beklagenswertesten Momente der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte. Dieser erste vom Papste eingesetzte Tschechenkönig entpuppte sich immer mehr als eine der erbärmlichsten Kreaturen. So verstieß er seine Gemahlin und Mutter von vier Kindern, um eine Königstochter heiraten zu können, unter den gemeinsten Vorwänden. Er ließ sogar die edle Frau durch Schergen auf die Straße werfen, ohne daß die römische Kurie dagegen das geringste einzuwenden gehabt hätte. Den Mann brauchte sie ja. König Ottokar I. war mit Rom gegen Deutschland im Bunde und Rom hatte es auf die Vernichtung des Hohenstauffengeschlechtes abgesehen. Warum hätte sichs die Kirche um eines verstoßenen Weibes willen mit dem mächtigen Freunde verderben sollen? Ottokars Sohn, König Wenzel I., setzte im Bunde mit Rom den Kampf gegen die letzten Stauffen fort. Dieses Böhmen spielte dem Reiche gegenüber nunmehr eine immer empörendere Rolle. Bei allen Verrätereien gegen den deutschen Kaiserthron hatte immer Böhmen die Hand im Spiele.

Friedrich II. sollte noch selbst die bösen Früchte seiner unbedachten Tat erleben. Papst Gregor IX. hielt sogar den Augenblick für gekommen, um dem deutschen Kaisertum überhaupt das Lebenslicht auszublasen, doch erwies sich dieses noch stark genug, um den böhmisch-römischen Intriguen einen Damm zu setzen. Die sinkende Macht des Hohenstauffentums war jedoch nicht imstande, dem jetzt von Böhmen her erobernd vordringenden Westslawentum weiter Halt zu gebieten. Wenzels I. Sohn, der heldenhafte König Ottokar II. nahm sogar das erledigte Babenbergische Erbe der österreichischen Herzogtümer für die Krone Böhmens in Anspruch.

Der böhmische Westslawenstaat begann seine Hand bereits nach anderen deutschen Ländern auszustrecken, genau so wie heute.

Deutschland bekam nun den ganzen slawischen Hochmut zu fühlen. Kaiser Konrad IV. wurde nicht einmal eines Empfanges in Prag gewürdigt. König Ottokar II. hatte indeß auch Mähren, Schlesien, Steiermark, Kärnten und Pordenone mit der böhmischen Krone vereinigt. Dieses Westslawenreich, das sich während der schrecklichen kaiserlosen Zeit mitten in Deutschland aufgerichtet hatte, war eine unheilvolle Gefahr für letzteres geworden. Unwillkürlich fühlt man sich verleitet, zwischen jenen Zeiten und denen der Gegenwart Vergleiche anzustellen, doch wir wollen dieser Versuchung widerstehen.

Nach der Ausrottung des glänzendsten deutschen Kaisergeschlechtes durch das Papsttum war Deutschland in einem Zustande zurückgeblieben, welcher den tschechischen Großmachtsplänen eines Ottokar II. allerdings nur zu günstig war. Das Verhältnis zwischen Böhmen und dem Reiche hatte sich in sein Gegenteil gekehrt.

Es gab nun zwar einen mächtigen böhmischen König, aber überhaupt keinen deutschen Kaiser mehr. Dem Ausbau eines gewaltigen Westslawenreiches in Mitteleuropa stand scheinbar gar nichts mehr im Wege. Der letzte Stauffe Konradin hatte 1268 unter dem Henkerbeil geendet.

Das Papsttum hatte Deutschland ruiniert, der Přemyslide war des hl. Stuhles erklärter Lieblingssohn geworden, beide einte ein gemeinsamer Haß, denn nichts haßte Rom so wie das Volk der Denker und Philosophen. Wenn es jetzt noch gelang, den Tschechenkönig zum römischen Kaiser zu erheben, dann war des Papsttums höchstes Ziel erreicht, denn dies ahnte instinktiv, daß ihm dereinst nur durch Deutsche

die Weltherrschaft wieder entrissen werden würde. Nun begann es aber auch in der deutschen Volksseele zu dämmern und die Folge war die Wahl des Grafen Rudolf von Habsburg zum deutschen Könige am 29. September 1273. Ein Mann von großem Feldherrntalent und seltenem staatsmännischem Scharfblick war in dieser gefahrvollen Zeit auf den deutschen Thron berufen worden. Gleich einem drohenden Ungeheuer erhob sich jetzt im Osten des deutschen Vaterlandes die slawische Großmacht Ottokars II. und streckte ihre gierigen Arme nach immer mehr deutschem Boden aus. Allmählich hatte man in ganz Deutschland die große Gefahr erkannt, welche von daher drohte. Auch Rudolf von Habsburg war es sofort klar, daß ein deutscher König neben einem Ottokar platterdings unmöglich war. Der Kampf auf Tod und Leben mußte unternommen werden. Es war kein leichter Kampf, weil sich ein Teil der deutschen Reichsfürsten, wie die Herzöge von Bayern, Sachsen, Schlesien und Brandenburg, auf die Seite des Tschechenkönigs geschlagen hatten.

Die denkwürdige Schlacht am Marchfelde — 26. August 1278 — sollte über Sein oder Nichtsein des deutschen Vaterlandes entscheiden und sie entschied zugunsten der deutschen Sache. Die untergehende Abendsonne dieses Tages beschien die gräßlich verstümmelte Leiche des gewaltigsten und hochstrebendsten aller Tschechenkönige, des größten Přemysliden, der sich stark genug gefühlt hatte, Deutschland zu zertrümmern und die Krone Karls des Großen auf sein eigen Haupt zu drücken. Der Tag von Dürnkrut befreite Deutschland von diesem seinem schlimmsten Feinde, leider nicht für immer, wie die Geschichte unserer Tage zeigt. Nach der Dürnkruter Schlacht wäre es ein Leichtes gewesen, den Freiheitsbrief des Kaisers Friedrich II. zu annullieren und Böhmen an das Reich wieder fester zu knüpfen. Kaiser Rudolf von Habsburg hatte aber anderes im Sinne. Den Erben seines auf dem Schlachtfelde

erschlagenen Gegners bezeigte Rudolf von Habsburg eine ganz auffallende Milde. Den Sohn des großen Ottokar, König Wenzel II., vermählte er mit seiner Tochter Jutta, und Rudolfs ältester Sohn mußte eine Tochter Ottokars zur Frau nehmen, zwei Hochzeiten, denen die Dürnkruter Schlacht als Polterabend gedient hatte. Man hatte es auch mit der Vermählung der Königskinder sehr eilig gehabt. Nicht einmal das Sterbejahr des königlichen Helden und Vaters wurde wie üblich verstreichen gelassen. Das Haus Habsburg war mit dem Přemyslidenhause nun kreuz und quer verschwägert und damit das tragische Ende des großen Přemysliden gesühnt. Um eine Besserung der Verhältnisse Böhmens zum Reiche aber kümmerte sich kein Mensch.

Schon im Jahre 1279 brach, angeschürt durch den fanatischen tschechischen Adel, ein Bürgerkrieg in ganz Böhmen aus, wobei die Deutschen zum ersten Male Gegenstand blutiger Verfolgung auf böhmischem Boden wurden. Das Deutschtum in Böhmen sollte gewaltsam vernichtet werden. Rudolf von Habsburg dämpfte zwar den Aufstand, hatte aber als deutscher Kaiser nichts dagegen, daß alle nicht in Böhmen geborenen Deutschen zum Verlassen des Landes binnen drei Tagen gezwungen wurden. Die Vertschechung Böhmens ging unter Kaiser Rudolfs Schwiegersohne, König Wenzel II., ganz ungestört weiter, eine historische Tatsache, welche besonders in der Gegenwart alle Beachtung verdient, weil sie geeignet ist, so manches, was heute geschieht, dem Verständnis näher zu bringen. Rudolf von Habsburg hatte seinem tschechischen Schwiegersohne auch noch die ungarische und polnische Königskrone zu verschaffen gewußt. Ja, sogar die deutschen Reichsgebiete von Eger, Maißen und Weiden (Oberpfalz) wurden dem Wenzelstaate zugesprochen und sogar bestimmt, daß die künftigen deutschen Kaiser keinerlei lehensherrliche Rechte über Böhmen mehr

haben sollten. Unwillkürlich muß man sich da fragen, wozu denn dann die Dürnkruter Schlacht überhaupt nötig war. Auch unter Rudolfs Sohne und Nachfolger, Albrecht I., wurde noch deutsches Reichsgut zur böhmischen Krone geschlagen. Der Weststawenstaat an der Moldau wuchs und Deutschland verlor immer mehr Grund und Boden an denselben. An keinem Merkmale konnte man den Niedergang der deutschen Reichsmacht so verfolgen, wie an dem Verhältnisse des Reiches zu den Ländern der böhmischen Krone.

Böhmen war und blieb der ewige Feuerherd und Brennpunkt aller gegen Deutschlands Einheit und Größe gerichteten Umtriebe, das Hauptquartier aller Deutschfeinde Europas, die Brutstätte eines Nationalhasses, der sonst allen Völkern damaliger Zeit noch unbekannt war. Die geographische Lage Böhmens mußte natürlich die von da drohende Gefahr zu einer um so ernsteren gestalten. Das deutsche Element in Böhmen hatte unter den letzten Přemysliden beträchtlich zugenommen und auch an Macht und Einfluß im Lande gewonnen zum großen Verdrusse des böhmischen Landadels, der damals schon die Deutschen so ingrimmig haßte wie heute. Dies zeigte sich besonders nach dem plötzlichen Aussterben des Přemyslidenhauses im Jahre 1306. Man wehrte sich aus Leibeskräften gegen die Berufung eines Habsburgers auf den tschechischen Königsthron. Es kam sogar zu greulichen Mordszenen im Prager Landtage. Was hatten also die Habsburger Rudolf und Albrecht davon gehabt, daß sie Deutschland zugunsten des Tschechentums so schwer geschädigt hatten? Kaiser Albrecht schon sah sich zum Kriege gegen die treulosen Tschechen gezwungen, dessen Ende er aber nicht erleben sollte, da er selbst dem Mordstahl Johann Parricidas zum Opfer fiel.

Dem nach Albrechts Tode auf den deutschen Kaiserthron geratenen Geschlechte der Luxemburger war es aber erst beschieden, das unter den letzten Stauffen begonnene Zer-

ſtörungswerk an der deutſchen Reichseinheit zur traurigen Vollendung zu bringen. Ein ſchändlicheres Kaiſergeſchlecht hat Deutſchland nie beſeſſen, — kein Wunder, wenn es ganz nach dem Geſchmacke der Tſchechen war.

Um das Přemyslidenblut im böhmiſchen Königsſtamme zu erhalten, heiratete der von den Tſchechen gewählte Luxemburger König Johann eine Tochter des vorletzten Přemysliden Wenzels II.

Seine Krönung fand am 7. Februar 1311 unter unbeſchreiblichem Jubel des Tſchechenvolkes im Prager Dome ſtatt. Der erſte dem neuen Könige abgezwungene Regierungsakt aber beſtand in der Abſetzung ſämtlicher deutſchen Statthalter, die durch Tſchechen erſetzt werden mußten. Wie man ſehen kann, wird heute nach berühmten Muſtern gearbeitet. Das unerhört übermütige Gebahren der tſchechiſchen Statthalter wurde jedoch König Johann ſelbſt bald zu viel. Als er dieſelben maßregeln wollte, brach eine der üblichen Adelsverſchwörungen aus. Bürgerkrieg wütete wieder im Lande. Hungersnot und Seuchen vermehrten das Elend. König Johann lernte ſeine tſchechiſchen Großen gründlich haſſen, ſeit ſie auf dem Landtage in Taus ihren Willen durchgeſetzt hatten, der in dem Beſchluſſe der Austreibung aller Deutſchen gipfelte.

Dem Könige Johann war der Beſitz der Wenzelskrone gründlich verleidet worden. Er begann ſeither jenes wüſte Abenteuerleben, das ihm in der Geſchichte einen eigentümlichen Namen verſchafft hat. Dieſer Böhmenkönig trieb ſich auf allen Kriegstheatern Europas herum. Seiner Mithilfe beim Siege Kaiſer Ludwigs des Bayern über Friedrich den Schönen bei Mühldorf (1322) verdankte er die Überlaſſung des Egerlandes an die böhmiſche Krone, das ſo bleibend dem Reiche entriſſen wurde. Der erblindete König ſtarb endlich 1346 in der Schlacht zwiſchen Franzoſen und Engländern

bei Crecy den Heldentod, dem eigenen Lande riesige Staatsschulden und trostlose Zustände hinterlassend. Er hatte sich an dem tschechischen Landadel furchtbar gerächt, aber er hatte auch das Tschechenvolk bei allen Völkern Europas populär gemacht. Überall sprach man von Johanns böhmischen Söldnerscharen, er hatte aus den Tschechen ein Kriegervolk gemacht. In Europa geschah nichts Bedeutendes mehr, ohne daß böhmische Truppen dabei waren.

Dadurch hatte König Johann den Grundstein zu jener geschichtlichen Stellung Böhmens gelegt, die es unter den nachfolgenden Luxemburgern erreichen sollte und die Deutschlands Bedeutung immer tiefer herabdrückte. Die Luxemburger fühlten sich nur noch als böhmische Könige, aber nicht als deutsche Kaiser. Deutschland wurde nun von Böhmen aus regiert, Prag war die Residenz des deutschen Reiches geworden. Was dies zu bedeuten hatte, sollte man bald erfahren. Da Böhmen seit Friedrich II. und Rudolf von Habsburg kein deutsches Reichsland mehr war, stand Deutschland eigentlich unter der Oberhoheit eines ausländischen, noch dazu slawischen Staates. So weit hatte man es gebracht und die bösen Folgen sollten nicht lange auf sich warten lassen. Sehr charakteristisch für diesen neuen Stand der Dinge war schon der Vorgang bei der Krönung des Böhmenkönigs Karl IV. zum deutschen Kaiser. Die Krönung fand in Bonn anstatt in — Aachen, der alten Kaiserstadt — wie dies sonst Brauch gewesen war — statt. Bei der Krönung waren nur geistliche Reichsfürsten anwesend. Man hieß Karl IV. darum spöttisch den „Pfaffenkönig". Dagegen wurde später seine Krönung zum König von Böhmen mit einem unerhörten Prunke gefeiert. Karl IV. war nur so nebenbei deutscher Kaiser. Entsprechend den Ansichten, die Karl IV. über die deutsch-römische Kaiserkrone hegte, fiel auch seine Römerfahrt kläglich genug aus. Seine Kaiserkrönung sank

zu einer unwürdigen Komödie herab und er selbst entkam nur mit Mühe einem tückischen Anschlage der Italiener. Wie ein Dieb mußte sich dieser zum römischen Kaiser gekrönte Tschechenkönig mit seiner Kaiserkrone davonschleichen. Man hatte auch in Rom allen Respekt vor diesem Deutschland verloren. Die römische und die böhmische Krone gehören zusammen, witzelte man damals im deutschen Reiche. Wie ähnlich sind doch die Verhältnisse heute wieder geworden!

Man war im eigentlichen Deutschland mit den eingerissenen schandvollen Verhältnissen durchaus nicht zufrieden. Besonders die Schwaben erhoben sich dagegen. Karl IV. zog mit seinen tschechischen Söldnerscharen gegen sie zu Felde, besiegte sie und vereinigte auch noch die Mark Brandenburg mit der böhmischen Krone. Dafür gründete er die erste Universität in Prag, in der Hauptstadt des Tschechenstaates. Wir werden ja gleich sehen, wie lange diese deutsche Universität eine solche blieb. Es sollte nämlich bald noch besser kommen.

Unter Karls IV. Nachfolger, König Wenzel dem Faulen, trat das schmähliche Verhältnis zwischen dem deutschen Reiche und Böhmen erst recht zutage. Hatte es Karl IV. noch einigermaßen verstanden, die Abhängigkeit Deutschlands von einem fanatischen Slawenstaate durch kluge Staatskunst zu verschleiern, so offenbarte sich der ganze Jammer dieses monströsen Verhältnisses unter der Regierung seines sittlich tief stehenden, geistig beschränkten Nachfolgers auf das allerempörendste. Dank des Mangels jeder ordnenden höheren Macht kam in Deutschland das Raubritterunwesen in Schwung. Der Landfriedensbruch feierte wahre Orgien. Adelige Schnapphähne trieben Wegelagerei auf allen Landstraßen. Zucht und Sitte waren gewichen, alle Laster herrschten frei in Burgen, Klöstern und Städten. Am Sitze des böhmisch-römischen Kaisertums hatte man auf die wertlos gewordene Kaiserkrönung in Rom überhaupt verzichtet. Trotzdem war Wenzel der

Faule dem tschechischen Adel noch immer nicht deutschfeindlich genug. Man zettelte wieder eine Verschwörung an und setzte sogar den König gefangen. Deutsche Reichstruppen mußten diesen sonderbarsten aller deutschen Kaiser aus den Krallen seiner tschechischen Großen befreien. Da endlich riß aber doch den deutschen Reichsfürsten die Geduld und man entledigte sich schließlich eines Kaisers, der schlimmer als keiner war. Der deutsche Reichstag von Oberlahnstein sprach 1400 die Absetzung Wenzels aus, als eines, wie es hieß, unnützen, versäumten, unachtbaren Entgliederers und unwürdigen Handhabers der deutschen Kaiserwürde.

Man hatte lange genug dazu gebraucht, um endlich zu tun, was man längst hätte tun müssen. Nun hatte Böhmen endlich aufgehört, der Sitz der deutschen Reichsmacht zu sein und als solcher ganz Deutschland zu schänden und zu vergewaltigen. Und es war höchste Zeit gewesen, denn der hussitische Geist war schon da.

Es fehlte nur noch der Huß dazu. Die Kluft, welche Deutschtum und Tschechentum voneinander trennte, hatte sich seit dem Niedergange der Stauffen dermaßen vertieft, die Macht der Tschechen hatte derart zugenommen, daß der Zusammenstoß beider Völker sozusagen bereits in der Luft lag, bevor noch Huß den Rassenkrieg zu predigen begann.

Böhmen war schon lange ein vulkanischer Boden geworden, wo ein mit religiösem Zelotismus verquickter wilder Nationalhaß den Entsetzen verbreitenden Ausbruch roheſter Instinkte jeden Augenblick erwarten ließ. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß bei der nun ausbrechenden grauenhaften Hussitenbewegung ebenso wie bei allen früheren Erhebungen des tschecho-slawischen Volkes der Deutschenhaß die eigentlich treibende Kraft gewesen ist und daß die religiöse Frage nur den Deckmantel für diesen nationalen Vernichtungskrieg abzugeben berufen war.

Wie richtig diese Annahme ist, bezeugt am besten die Tatsache, daß die erste Folge der hussitischen Bewegung in dem Kuttenberger Erlasse König Wenzels (18. Januar 1409) bestanden hatte, der die von seinem Vater begründete deutsche Universität in eine tschechische verwandelte.

Der Ahnherr des eben verstorbenen Oberstlandmarschalls von Böhmen, Fürsten Georg Lobkowitz — ein Nikolaus von Lobkowitz, welcher König Wenzels Ratgeber war, sorgte dafür, daß die Vertschechung der Prager Universität unter Anwendung von Gewaltmitteln zur raschesten Durchführung gelangte. 20 000 deutsche Studenten wurden zur Auswanderung gezwungen. Huß verkündete von der Kanzel herab triumphierend den glänzenden Sieg über das Deutschtum und wurde dafür der erste Rektor der neuen tschechischen Universität. Hätte Huß nicht außerdem Lehren der römischen Kirche angegriffen, würde er höchstwahrscheinlich ruhig in seinem Bette gestorben sein. Sein Deutschenhaß hätte ihn sicher nicht aufs Schaffot gebracht. Huß predigte aber auch gegen das Papsttum und das ward sein Verderben. Vor der Rachgier der Kirche retteten ihn weder Kaiser Sigismunds des Wortbrüchigen Geleitbrief noch König Wenzels Begleitritter. Huß ward in Konstanz am 6. Juli 1415 auf Roms Betrieb verbrannt. Die Papstkirche hatte sich von ihrem Feinde befreit, dafür hatte Deutschland die ganze Rache des über die Hinrichtung seines nationalen Heros rasend gewordenen Tschechenvolkes zu ertragen. Eigentlich hätten die Tschechen doch nur Kaiser Sigismund den Falschen und die römische Kurie dafür zur Verantwortung ziehen sollen. Was konnten denn die Deutschen dafür? Was der böhmische König verbrochen hatte, wurde jetzt am deutschen Kaiser gerächt. Wie eine Lawine wuchs die Volkswut zu einem Ungeheuer an, das alles niederschmetterte, bis es selbst zerschellte.

Schon tauchten die großen Männer der Revolution empor. Die Glut der Leidenschaften beherrschte bereits die Straßen und

am 30. Juli 1419 kam es zur ersten furchtbaren Greueltat — dem Neustädter Fenstersturze. Der ganze Magistrat wurde in die aufgehaltenen Spieße der unten tobenden Menge herabgeschleudert und von dieser niedergemetzelt. Ein Schlagfluß vor Schreck über diese Untat machte dem Leben des wunderlichen Königs Wenzel ein Ende. Der Hussitenkrieg war ausgebrochen. Kaiser Sigismund folgte seinem Bruder Wenzel als König von Böhmen in einer sorgenvollen Zeit. Er war von allen Luxemburgern der entschieden unheilvollste, bei bestechendem Äußeren mit allem behaftet, was sich an schlechten Charaktereigenschaften nur denken läßt. Die Geschichte bezeichnet ihn als einen Meister der Verstellungskunst und Sybariten. Hochlodernde Feuersäulen brennender Klöster und allgemeiner Aufruhr begrüßten den neuen König von Böhmen. Panischer Schrecken bedrückte die Lande. Die Furie der Volkswut war losgelassen und niemand da, sie zu bändigen. Kaiser Sigismund goß noch Öl in das Feuer, indem er eine päpstliche Bulle (1. März 1420) anschlagen ließ, welche die ganze Christenheit gegen Ketzer und Hussiten aufrief. Die Mordbrennerarbeit der Taboriten ging nun los. Die königliche Burg Vyšehřad wurde belagert. Langsam rückte das Reichsheer Kaiser Sigismunds gegen Böhmen heran. Am 30. Juni 1420 hielt Sigismund seinen feierlichen Einzug auf dem Hradschin, während auf dem Witkowberge gegenüber bereits Zižka mit seinen Taboritenscharen das Feldlager aufgeschlagen hatte. Es waren tatsächlich zwei nationale Heere, welche sich da gegenüberstanden, denn im Heere Sigismunds befanden sich fast alle deutschen Reichsfürsten mit ihren Mannen. Trotzdem das Reichsheer bei weitem stärker war als das hussitische, kam es zu keinem entscheidenden Kampfe zwischen den beiden Lagern. Es fehlte von seiten Sigismunds an ernstem Willen, den aufständischen Tschechen wehe zu tun. Am 30. Juli sandte er sogar das Reichsheer nach Hause. Den Abzug desselben

beeilten sich die Tschechen auszunützen, um dem Deutschtum in Böhmen den Garaus zu machen.

Zizka durchzog mit seinen Hussitenhorden ganz Böhmen und brachte alle deutschen Städte unter Verübung scheußlicher Greuel in die Gewalt der Tschechen. Das Kriegsglück war entschieden auf tschechischer Seite. Sigismund selbst wurde sogar in der Schlacht bei Pankraz geschlagen. Der Vyšehřad fiel in die Hände der Taboriten. Wahnwitziger Vandalismus zerstörte da die kostbarsten Kunstdenkmäler. Im ganzen Lande wurden alle deutschen Ansiedlungen verheert. Es war ein gräßliches Morden. Weiber, Kinder, Greise wurden erbarmungslos abgeschlachtet oder lebendig verbrannt. Bei der Einnahme Komotaus am Palmsonntage 1421 wurde von den unglücklichen Einwohnern buchstäblich niemand am Leben gelassen. Die Schreckenskunde dieser Greueltat hat sich bis in unsere Tage wach erhalten. Zu Ende des Jahres 1421 war das Ausrottungswerk so ziemlich vollendet. Es gab fast keine Deutschen in Böhmen mehr. Nun rafften sich endlich die deutschen Reichsstände auf, um ihren bedrängten Brüdern zu Hilfe zu eilen, wo es zu spät war. Der Markgraf von Meißen, Friedrich der Streitbare, vernichtete ein Hussitenheer bei Brüx (5. August 1421). Dafür ließ sich aber Kaiser Sigismund bei Deutschbrod von Zizka (8. Januar 1422) aufs Haupt schlagen.

An Sigismunds Stelle wurde sogar ein Gegenkönig, ein polnischer Prinz Korybut, gesetzt. Die Zustände wurden immer toller. Das Deutsche Reich aber verharrte in seiner Apathie. Man beschloß zwar Kreuzzüge gegen das Hussitentum, rüstete aber keine Heere aus. Der doppelzüngige, wankelmütige Kaiser Sigismund überließ das Land, in welchem der Bürgerkrieg fortwütete, seinem Schicksale, und brachte sich selbst in Sicherheit. Als es keine Deutschen mehr zu erschlagen gab, metzelte man sich untereinander nieder. Taboriten und Calix-

tiner bekämpften einander nicht minder grausam. Zizka schlug die Utraquisten in einer mörderischen Schlacht bei Maleschau (7. Juni 1424). Nach Zizkas Tode hatte Prokop der Kahle den Oberbefehl über die Taboritenheere übernommen. Er schlug bei Aussig ein reichsdeutsches Heer und machte die Stadt dem Erdboden gleich (16. Juni 1426). Man dehnte die Raubzüge nun auch auf reichsdeutschen Boden aus. Sengend und mordend durchzogen Hussiten die Lausitz und Schlesien. Unermeßlich war die Kriegsbeute, die man heimschleppte, unter deren Last die Wagen zusammenbrachen. Die Hussiten waren zur Gottesgeißel ganz Mitteleuropas geworden. Trotzdem war in ganz Deutschland kein genügend starkes Heer aufzubringen, um diese Mordbrennerhorden endlich zu Paaren zu treiben. Aufgestellte kleinere Truppenteile aber wurden von dem fanatischen Hussitenheere einfach in die Flucht geschlagen. Die Niederlage bei Taus 1431 bedeckte ganz Deutschland mit unauslöschlicher Schmach. Ungehindert plünderten die Tschechenhorden weiter alle Gaue des Deutschen Reiches aus, durchzogen die Lande raubend und mordend bis tief nach Ungarn, bis zur Ostsee, bis an den Rhein. Zum Glücke brach endlich Meuterei unter den ganz demoralisierten Banden selbst aus. Das beutegierige Hussitenheer fand nichts mehr zum Rauben vor und wandte sich nun gegen seine eigenen Führer. Es kam zum Kampfe im eigenen Lager. Sogar Prokop der Kahle wurde dabei verwundet. Die Führer des utraquistischen Herrenbundes, Meinhard von Neuhaus an der Spitze, hatten endlich ein Heer zusammengezogen, um dem zügellosen Treiben der Taboritenhorden ein Ende zu machen. Der tschechische Adel selbst hatte es übernommen, dem Unwesen in Böhmen ein Ziel zu setzen.

Am 30. Mai 1434 kam es bei Lipan zu jener mörderischen Schlacht, die mit vollständiger Vernichtung des Taboritenlagers endigte. Auch die beiden Prokope fielen. Aus dem

furchtbaren Gemetzel entrannen nur wenige. Von 18 000 Taboriten bedeckten 13 000 das Schlachtfeld. Der Hussitenschrecken war zur Rüste gegangen. Blutigrot wie sein erster Schimmer leuchteten auch seine letzten Strahlen auf. Der rasende Wettersturm der Revolution hatte ausgetobt. Das Tschechenvolk hatte sich nur groß im Zerstören, aber nicht im Aufbauen gezeigt. Nun die Unholde tot waren, brachten friedlichere Geister wieder Ordnung und Ruhe ins Land. Mit der Annahme der Kompaktaten des Baseler Konzils endete der Kirchenstreit und auch mit seinem Könige versöhnte sich jetzt das gebändigte tschechische Volk.

Den bleibenden Schaden hatten nur die Deutschen, deren Städte verwüstet, deren Niederlassungen zerstört waren. Böhmen war dem Deutschtum verloren gegangen. Das Deutsche Reich aber hätte aus den traurigen Erfahrungen der Hussitenzeit die weise Lehre ziehen können, daß man zum Reiche gehörige Länder nur solange behaupten kann, als man sie nicht dem nationalen Feinde überläßt, wie dies unter den Luxemburgern geschehen war. Diese waren zum Glücke Deutschlands mit Sigismund ausgestorben. Den von ihnen verursachten Schaden hat aber auch das nachfolgende Kaisergeschlecht nicht wieder gut gemacht, wie wir in der Folge sehen werden.

II.

Es war ein böses Erbe, welches die Luxemburger ihren Nachfolgern hinterlassen hatten.

Schon bei der Thronbesteigung Albrechts II. von Österreich zeigte sichs, wie sehr sich die Verhältnisse geändert hatten. Albrecht II. mußte sich seinen Thron mit dem Schwerte in der Faust erkämpfen. Nur sein früher Tod überhob ihn schlimmerer Erfahrungen mit den ewig rebellischen Tschechen. Das Schönste war, daß nach Albrechts Tode überhaupt niemand die böhmische

Krone annehmen wollte. Vergebens hatten die böhmischen Stände den erledigten Thron dem bayerischen Herzog und dem Kaiser Friedrich III. angeboten. Im Lande herrschte noch immer das Faustrecht. Der eigentliche böhmische Thronerbe aber — Ladislaus Posthumus — lag noch in den Windeln. Zur selbigen Zeit war ein 24jähriger Mann aus dem Herrengeschlechte der Boček — Georg von Podebrad — Oberhaupt des böhmischen Utraquistenbundes geworden. Dieser ebenso hochstrebende wie staatskluge junge Mann war entschlossen, die Herrschaft über Böhmen an sich zu reißen. Am 3. September 1448 überrumpelte er das noch unter der Führung Ulrich von Rosenbergs und Meinhard von Neuhaus stehende Prag vermittels eines Handstreiches. Die Folge war ein neuer Bürgerkrieg. Kaiser Friedrich III., an den man sich um Hilfe gewandt hatte, setzte aber unbegreiflicherweise den neuen Usurpator Böhmens, Georg von Podebrad, bis zur Regierungsfähigkeit des nachgeborenen Ladislaus zum Regenten des Landes ein. Georg war so der Erreichung seiner Ziele um ein Bedeutendes näher gerückt. Er suchte sich nun der Gunst des eigentlichen Thronerben, der noch ein Knabe war, zu versichern. Im Oktober 1453 fand die feierliche Krönung des Ladislaus Posthumus als König von Böhmen statt. Für den Minderjährigen aber regierte Georg von Podebrad weiter. Er war gewissermaßen der Hofmeister des jungen Königs und teilte mit ihm sogar sein Schlafgemach. Bald jedoch kam es zu Spannungen zwischen dem deutschgesinnten rechtmäßigen jungen König und seinem tschechischen Gubernator. Ladislaus hatte kaum, von Wien kommend, den Boden Prags wieder betreten, als er unter höchst verdächtigen Umständen am 23. November 1457 plötzlich aus dem Leben schied. Georg von Podebrad war nun endlich alleiniger Herr des Landes. Durch alle Gassen Prags ließ er ausrufen: Nur ein Landeskind, nur ein Tscheche und Utraquist — kann König von Böhmen sein!

Eben hatten die Ungarn sich in Mathias Corvinus auch einen nationalen König gegeben, ohne daß Kaiser Friedrich III. dagegen etwas unternommen hätte. Solches Beispiel mußte auf die Tschechen natürlich ermutigend einwirken. Man müsse sich die deutschen Herrscherhäuser vom Halse schaffen, hieß es, und richtig saß am 7. Mai 1458 die Wenzelskrone auf dem Haupte des Tschechen Georg von Podebrad. Man hatte wieder eine nationale Dynastie. Es war alles nach Herzenswunsch gegangen. Man konnte die Hussitenarbeit nun wieder von neuem aufnehmen. Leider hatte nur König Georg bei seiner Krönung den katholischen Bischöfen schwören müssen, wie alle katholischen Könige dem Papste Gehorsam zu leisten und alle Ketzer auszurotten. Was verspricht man nicht alles, wenn man König werden will! Der verkappte Hussite Georg dachte gar nicht daran, einen Schwur zu halten, der ihn gezwungen hätte, gegen sein eigenes Volk zu wüten, das utraquistisch war, wohl aber strebte er zunächst nach Anerkennung seiner Königswürde durch die anderen Fürstenhäuser Europas. Letzteres gelang ihm um so leichter, als auf dem deutschen Kaiserthrone zur Zeit einer der unfähigsten, willensschwächsten Fürsten saß, die das Reich je besessen hatte. Kaiser Friedrich III. belehnte sogar König Georg mit Böhmen, was nunmehr zu einer unwürdigen Komödie geworden war, da Böhmen kein deutsches Lehen mehr bildete. Er verlieh auch Georgs Sohne Viktorin die Würde eines deutschen Reichsfürsten. Man konnte Deutschlands Erniedrigung nicht weiter treiben als dieser Kaiser Friedrich III. Georg sollte dafür dem Kaiser zur ungarischen Krone verhelfen. Die erbärmliche Schwäche dieses deutschen Kaisertums reifte in Georgs Seele bereits ähnliche hochfliegende Pläne, wie sie einst König Ottokar II. gehegt hatte. Er wollte römischer Kaiser werden, worin ihn ein Heidelberger Kronjurist, ein gewisser Dr. Martin Meier, eifrigst bestärkte. Solche Deutsche finden sich nämlich jederzeit — sie finden sich auch

heute noch. Man verlobte vor allem, um dem Ziele näher zu kommen, Georgs Söhne und Töchter mit Sprößlingen reichsdeutscher Fürstenhäuser. Der famose Dr. Meier hatte alles so prächtig eingefädelt, um einen Tschechen auf den deutschen Kaiserthron zu eskamotieren, daß der Streich fast gelungen wäre, wenn nicht der Zollernfürst Albrecht Achilles Deutschland vor der Schmach gerettet hätte. Auf dem Fürstentage zu Nürnberg entlarvte „Deutschlands Fuchs", der besagte Markgraf Albrecht Achilles, die Anschläge des Tschechenkönigs gegen Kaiser Friedrich III. Treulos hatte König Georg sein Tschechentum, treulos seinen Utraquismus abgeschworen, treulos hatte er seinen kaiserlichen Gönner und Freund verraten und betrogen.

Als der römische Kaisertraum zerstoben war, zeigte Georg erst sein wahres Gesicht als fanatischer Slawe und Hussite. Er kerkerte sogar die päpstlichen Abgesandten ein, die ihn an seinen Schwur erinnern kamen. „Sohn des Verderbens", nannte nun Papst Paul II. seinen früheren Liebling und belegte ihn mit dem großen Kirchenbanne. Georg hatte aber gerade den Schwächling Kaiser Friedrich III. aus einer recht großen Gefahr befreit, als — dieser von seinen eigenen Niederösterreichern in Wien belagert wurde. Friedrich III. verfügte zum Danke für seine Rettung, daß Georg die österreichischen Erblande erhalten sollte, wenn sein Sohn Maximilian vor erlangter Großjährigkeit stürbe. So wurde von deutschen Kaisern mit deutschen Reichslanden umgegangen.

Papst Paul II. war denn doch etwas konsequenter als der willenlose Kaiser. Er hatte des böhmischen Ketzerkönigs Untergang beschlossen und zwang denselben Kaiser Friedrich III., der noch eben seine Erblande dem Tschechenkönige vermacht hatte, zu einem der schmählichsten Akte, die jemals ein deutscher Kaiser vollzogen hat. Friedrich III. trug nämlich dem Ungarnkönig Mathias Corvinus auf, den ketzerischen Georg von Pode-

brad zu entthronen und sicherte ihm dafür die römische Kaiserwürde zu. Diese römische Kaiserkrone war der reine Handelsartikel geworden. Mathias Corvinus brach wirklich in Böhmen ein, doch mitten in den wechselvollen Kämpfen um Böhmen war Georg von Podebrad am 22. März 1471 gestorben, ohne sein Ziel, der Gründung einer neuen national tschechischen Dynastie, erreicht zu haben. Am Widerstande Roms war dieser Plan gescheitert, nicht aber am Einspruche des diese Absichten sogar unterstützenden deutschen Kaisers. Georg von Podebrad sollte der letzte nationale König der Tschechen gewesen sein. Es gelang ihnen in der Folge nicht mehr, sich eine neue nationale Dynastie zu gründen. Böhmen war nach Georgs Tode dem Jagellonenhause zugefallen. Kaiser Friedrich III. belehnte in üblicher Weise auch den Polenprinzen Wladislaw mit den böhmischen Fahnen 1477. Als Mathias Corvinus, über diese Königswahl erbittert, den Kaiser in Wien belagerte, belehnte aber der seelengute Kaiser Friedrich III. ohneweiters auch den Ungarnkönig mit der böhmischen Krone. Man konnte die deutsche Kaiserwürde vor der Welt nicht ärger schänden, als dies durch Friedrich III. geschah.

Wir übergehen hier die kurze, auf zwei Könige beschränkte Jagellonenzeit in Böhmen, da sie uns nichts Interessantes bietet und stellen nur fest, daß die totale Slawisierung des Landes auch unter Friedrich III. Nachfolger Kaiser Maximilian I. durchaus keine Änderung erfuhr. Der Verfall des deutschen Volksgeistes hatte gerade in jener Zeit seinen Tiefpunkt erreicht, er hatte aber auch den Grund zu jener gewaltigen Geisterbewegung gelegt, welche zur Wiedergeburt des deutschen Nationalbewußtseins führen sollte.

Die große Reformationszeit in Deutschland war angebrochen.

Am 31. Oktober 1517 hatte der Augustinermönch Luther

seine 95 Thesen gegen das Papsttum am Kirchentore von Wittenberg angeschlagen und damit die deutsche Volksseele zu neuem Leben erweckt. Ähnlich wie der Hussitismus die slawische Nationalbewegung begründet hatte, weckte auch die deutsche Reformation wieder das nationale Bewußtsein der Deutschen. Bald drang die Bewegung auch nach Böhmen herein. Kaaden war die erste Stadt, welche der lutherischen Lehre beitrat. Unter dem Schutze der neuen Lehre erstarkte aber auch das Deutschtum Böhmens wieder einigermaßen. Dieselben Tschechen, die 100 Jahre früher selbst gegen die Mißbräuche der katholischen Kirche sich erhoben hatten, wurden jetzt aus Deutschenhaß Gegner der Reformation. Allein ihre Kraft erwies sich zu schwach, um eine Bewegung aufzuhalten, die lawinenartig mit Blitzesschnelle wuchs und sich bald aller Geister bemächtigt hatte. Deutschland war eben erwacht und das faßte solche Dinge ganz anders an. Das Mittelalter hatte sich ausgelebt und auf deutschem Kaiserthrone saß dessen — letzter Ritter. Der unerträglichen geistigen Knechtschaft, welche das päpstliche Rom ein Jahrtausend lang aufrecht zu erhalten gewußt hatte, stellte sich nun — der deutsche Geist entgegen.

Böhmen glich in dieser großen Zeit einem ausgebrannten Vulkane, aus dem nur noch üble Dünste von Zeit zu Zeit aufstiegen. Das Haus Habsburg, zu dessen Kronen nun auch die böhmische zählte, hatte indessen eine absolutistische Weltmonarchie gegründet, in der für Selbständigkeitsträume, wie sie die Tschechen hegten, kein Raum mehr war. Böhmen war nach dem Aussterben der Jagellonen, 1526 ehe es sich dessen versah, zu einer Provinz des gewaltigen Habsburgerreiches Karls V. herabgesunken. Es war den Tschechen im Jahre 1526 gar nichts anderes übrig geblieben, als in diesem Weltreiche aufzugehen. Nichtsdestoweniger glaubten sie aber ihren Nationalstaat im Schoße des polyglotten Habsburger-

reiches doch besser aufgehoben, als wenn sie ein Kurland des deutschen Reiches geblieben wären. Diesen Unterschied verstand man damals schon recht gut zu würdigen und dies ist für das Verständnis der heutigen Zustände sehr wichtig.

Zur Zeit, als Karls V. Bruder Ferdinand I. König von Böhmen wurde, herrschte in Prag der dortige Bürgermeister Praschek mit diktatorischer Gewalt über Stadt und Land. Praschek glaubte mit dem neuen König Ferdinand ebenso wie mit den Jagellonen umspringen zu können. Dieser Ferdinand I. war aber kein Friedrich III. Er setzte den unbotmäßigen Bürgermeister einfach ab und schaffte ihn von Prag fort, als er Unruhen anstiften wollte. — Unterdessen hatten im Deutschen Reiche mit dem Schmalkaldischen Kriege die großen Kämpfe zwischen Reformation und Papsttum begonnen, in denen das Haus Habsburg auf Seiten des Papsttums stand. Kaiser Karl V. sprach die Acht über alle protestantischen Reichsfürsten aus. Sein Bruder Ferdinand ließ diese Achterklärung an allen Straßenecken Prags in tschechischer Sprache anschlagen, was sehr bezeichnend ist. Der Bruder des deutschen Kaisers forderte also ein slawisches Volk zum Kampfe gegen deutsche Fürsten auf. Merkwürdigerweise verweigerten aber die tschechischen Stände ihren Beistand und erklärten die Teilnahme am Kriege für eine Verletzung der Landesverfassung. Es kam sogar zu einer Verschwörung der Stände gegen Ferdinand (1547). Man rüstete wohl ein ständisches Heer aus, aber um sich dessen eventuell sogar gegen den eigenen König zu bedienen. Man hatte offenbar schon wieder die Gründung eines selbständigen Slawenstaates im Kopfe. Die anfänglichen Erfolge der protestantischen Union machten die böhmischen Stände immer verwegener. Alles hing vom Ausgange des Schmalkaldischen Krieges ab. Die Lage der beiden Habsburger, die ihre Streitkräfte bei Eger zusammengezogen hatten, war eine kritische geworden. Vor sich das Heer der protestantischen Fürsten,

im Rücken das böhmisch-ständische Heer — mußten sich Kaiser Karl und König Ferdinand zur raschen Tat entschließen. Das Kriegsglück war ihnen dabei hold. In der Schlacht von Mühlberg am 24. April 1547 brachten sie dem protestantischen Heere eine vernichtende Niederlage bei. Ferdinands böhmische Königskrone war gerettet. Das ständische Heer löste sich schleunigst auf und die treulosen böhmischen Stände harrten nun mit Bangen ihrer Strafe.

Kniefällig flehten sie vor dem mit großer Kriegsmacht in Prag eingerückten Könige Ferdinand um Verzeihung, die ihnen auch gewährt wurde — aber um welchen Preis! Alle alten Freiheitsbriefe wurden vernichtet, die Gemeindeautonomie beseitigt, das Vermögen der Städte wurde eingezogen, die Macht des Bürgertums vollständig gebrochen. Ein System absolutistischer königlicher Gewalt wie nie vorher trat an die Stelle der bisherigen Ständeherrschaft. Vier Rädelsführer wurden mit dem Tode bestraft und dann der sog. Blutige Landtag eröffnet. Es folgten noch weitere Demütigungen, die einer völligen Beraubung aller politischen Freiheit gleichkamen. Der Habsburger hatte es verstanden, mit Tschechen fertig zu werden. Noch kein böhmischer König hatte eine solche königliche Gewalt besessen wie Ferdinand I. Der Protestantismus und die böhmische Brudersekte wurden verboten, Katholizismus und Utraquismus sollten zu einem Kultus vereinigt werden. Jesuiten wurden ins Land berufen, um diese Verschmelzung beider Kulte zu beschleunigen. Natürlich ging der Utraquismus im Katholizismus dabei unter. Nach Karls V. Thronentsagung war Ferdinand I. auch deutscher Kaiser geworden, 1556. Der Sitz der deutschen Kaiserpfalz war nun glücklich wieder nach Prag gelangt wie in der unseligen Luxemburger Zeit. Der Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus beherrschte die ganze Ferdinandäische Politik während dessen weiterer Regierungszeit. Erst unter

seinem milder gesinnten Sohne Maximilian II. traten etwas friedlichere Zustände ein. Diesem wäre es beinahe gelungen, eine eigene böhmische Kirche — ein Mittelding zwischen Utraquismus und Protestantismus zu gründen, was aber durchaus nicht nach dem Geschmacke der Jesuiten war.

Man schrieb darum das plötzliche Ableben dieses unvergleichlich edlen Fürsten vielleicht nicht ganz ohne Grund jesuitischer Rachsucht zu. Maximilian II. wäre vielleicht der Mann gewesen, den ausgebrochenen Kirchenstreit in einer der Menschheit nützlicheren Form zu lösen, als dies seine Nachfolger getan haben. Sowohl der geistig umnachtete Rudolf II. wie dessen Bruder Matthias waren wenig dazu geeignet, in einem so gewaltigen Ringen der Geister die Rolle weiser Schiedsrichter zu spielen. Der religiöse Zwiespalt vertiefte sich unter der Herrschaft solcher Schwächlinge und reifte jenem furchtbaren Riesenkampfe entgegen, welcher dreißig Jahre lang ganz Europa um kirchlicher Interessen willen in ein Meer von Blut tauchte . . .

Die böhmischen Stände hatten die Schwäche ihres Herrschers gleich wieder auszunützen verstanden und Rudolf II. jenen berüchtigten Majestätsbrief abzutrotzen gewußt, der ihnen eine Reihe der Rechte wiedergab, die sie unter Ferdinand I. verloren hatten. Vergebens berief Kaiser Matthias, nachdem er mit Hilfe der Tschechen seinen unglücklichen Bruder vom Throne gestürzt hatte, den ersten österreichischen Reichstag nach Linz im August 1614 ein, um sich der tschechischen Sonderbestrebungen zu erwehren. Dieser Reichstag endete kläglich. Ein böhmischer Generallandtag dekretierte dafür sofort die Ausrottung der deutschen Sprache aus ganz Böhmen. Man war schon wieder dorten, wohin die böhmischen Angelegenheiten jedesmal gelangten, wenn Schwächlinge oder Kalfakter auf dem deutschen Kaiserthrone saßen. Man ahnte im Hause Habsburg den herannahenden

Sturm und brachte darum in dem von Jesuiten erzogenen Ferdinand II. den richtigen Mann auf den deutschen und böhmischen Thron. Ferdinand II. bestätigte auf Anraten der Jesuiten vorläufig den Majestätsbrief Rudolfs II., aber die Protestantenverfolgung wurde trotzdem sofort aufgenommen. Die zumeist protestantischen böhmischen Stände erhoben natürlich gegen dieses neue Ferdinandäische System den energischsten Widerstand. Die Zerstörung der Klostergraber protestantischen Kirche brachte das Maß zum Überlaufen. Ferdinand II. verbot die Abhaltung eines Protestantentages in Prag. Die böhmischen Stände unter Heinrich von Thurns Führung beschlossen dagegen die Entthronung — Ferdinands des Katholischen. Als die Kunde von der Einkerkerung der Prager Altstädter Stadträte durch den Königsrichter zu den Ohren der Stände gelangte, stellte man die kaiserlichen Statthalter auf der Hradschiner Burg darob zur Rede. Nach kurzem Streite kam es zu jenem denkwürdigen Fenstersturze vom 23. Mai 1618, der den 30jährigen Krieg einleitete. Das Tischtuch zwischen dem Hause Habsburg und der tschechischen Nation war zerrissen. Den Tschechen handelte es sich dabei aber nicht so sehr um die protestantische Sache, als vielmehr um die Widererlangung ihrer staatlichen Unabhängigkeit, welche sie in diesen unruhigen Zeiten durchzusetzen hofften. Nur zu diesem Zwecke machten sie jetzt gemeinsame Sache mit den protestantischen deutschen Fürsten, um so desto sicherer das Haus Habsburg vom böhmischen Throne stürzen zu können. Man kann den Tschechen eine gewisse Dreistigkeit in der Verfolgung ihrer politischen Ziele nicht absprechen. Sie gingen immer viel zielbewußter vor als die Deutschen. Auf einem Generallandtage des Jahres 1619 erklärten sie das Haus Habsburg für abgesetzt und riefen den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige aus. Am 4. November d. J. schon erfolgte die feierliche Krönung des neuen

Königs unter hussitischem Jubel im Prager Dome. Bei einem Haare wäre es den tschechischen Rebellen sogar gelungen, den Kaiser Ferdinand II. in seiner Wiener Burg gefangen zu setzen und zur Abdankung zu zwingen, wenn ihn nicht die Dampierreschen Küraſſiere rechtzeitig gerettet hätten. Die böhmischen Stände brachten sich zum Glücke für Ferdinand durch ihre auch jetzt betätigte deutschfeindliche Politik, die nur auf Bildung eines Slawenstaates hinausging, um die Unterstützung der deutschprotestantischen Reichsfürsten. Es wurde dadurch Ferdinand II. leicht, eine genügende Streitmacht gegen das aufständige Böhmen zusammenzubringen. Rasch rückte ein kaiserliches Heer dem Böhmisch-Ständischen bis Prag entgegen, wo es am 8. November 1620 zu der bekannten Schlacht am weißen Berge kam, die allen Tschechenträumen binnen einer Stunde ein jämmerliches Ende bereitete. Der Winterkönig — wie man Friedrich V. von der Pfalz nannte — floh nach England. Der böhmische Adel aber mußte den Treubruch am Hause Habsburg furchtbar büßen. Ferdinand II. ließ sich nicht wie einst Ferdinand I. mit einem Kniefall versöhnen, sondern auf dem Altstädter Ringe Prags jenes grauenvolle Blutgericht am 21. Juni 1621 vollziehen, das in der Geschichte Böhmens ohne Beispiel dasteht. 27 Adelshäupter wurden in der damals üblichen Weise unter den entsetzlichsten Folterqualen zu Tode gemartert. Unter den Opfern befand sich sogar ein 86jähriger Greis, der Landschreiber Kaplíř, der vier Kaisern gedient hatte. 728 Ritter und Herren wurden ihrer Güter beraubt, der Majestätsbrief vernichtet, alle Landrechte aufgehoben und eine Gegenreformation eingeleitet, die allen Protestanten ans Leben ging. Daß den Tschechen in dieser Weise die tolle Idee ausgetrieben worden war, mitten im deutschen Vaterlande einen deutschfeindlichen Slawenstaat zu errichten, konnte man ja mit Freuden begrüßen, aber diese Weißenberger Schlacht hatte auch andere üble Folgen gehabt,

welche tief zu beklagen waren. Die deutsche Reformation hatte dabei einen schweren Schlag erlitten, da nun jener Mann die Übermacht gewonnen hatte, dessen unerschütterlicher Beschluß es war, Deutschland wieder unter die Gewalt Roms zu bringen und dessen geistige Befreiung gewaltsam zu verhindern.

Die bitterste Enttäuschung sollten die Deutschböhmen erfahren, welche von der Weißenberger Schlacht eine Besserung ihrer eigenen Lage erhofft hatten. Es zeigte sich nur zu bald, daß der Kampf zwischen dem böhmischen Adel und dem Hause Habsburg ein rein dynastischer gewesen war. Es lag Ferdinand dem Katholischen nichts ferner, als bei Niederwerfung des tschechischen Aufstandes den Deutschen nützlich sein zu wollen.

Ihm war es nur um die Vernichtung des Protestantismus und des habsburgfeindlichen böhmischen Adels zu tun gewesen. Im Jahre 1627 gab er einen Erlaß heraus, worin allen Protestanten, die nicht in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren wollten, unter Androhung peinlichster Strafen der Befehl erteilt wurde, das Land sofort zu räumen. Eine Massenauswanderung meist Deutscher aus Böhmen und andern österreichischen Ländern war die Folge. Ferdinand der Katholische entdeutschte seine Erblande, sowie er überhaupt kein Freund der Deutschen war, was sein sonstiges Verhalten im 30jährigen Kriege nur zu deutlich bewies. Für uns aber kommen diese welterschütternden Ereignisse eines mit wildem Fanatismus geführten Religionskrieges nur insoweit in Betracht, als sie auf die Vorgänge in Böhmen ihre Rückwirkung übten. Die Tschechen hatten seit der Weißenberger Schlacht ihre Rolle als politischer Faktor für lange Zeit ausgespielt. Sogar ihre gegen die Deutschen gerichteten Sprachenzwangsgesetze waren eingeschränkt worden. Deutschland war auch ohnedem fertig. Ferdinands II. römische Politik

hatte Deutschland entvölkert und zu einer Wüste gemacht. Nur der zähen, unbeugsamen Ausdauer der nordgermanischen Stämme war es zu danken, wenn Ferdinands Werk nicht ganz gelang und wenigstens der Norden Deutschlands aus den Klauen Roms befreit ward. So schwach, so innerlich morsch war dieses Deutschland geworden, daß sogar noch ein dritter Ferdinand möglich wurde.

Nach dem westfälischen Frieden hatte für alle Völker Europas die freie Bewegung aufgehört. Auch die Tschechen konnten sich nicht rühren. Es war die Ruhe eines Friedhofs, die über allen Landen lagerte. Ein finsterer Absolutismus hielt durch 200 Jahre die Geister gefangen.

Die Deutschen Böhmens genossen während dieser Zeit allerdings einer gewissen Ruhe und nationalen Sicherheit, doch war diese mit dem Verluste jeglicher bürgerlicher Freiheit und kultureller Entwicklungsmöglichkeit einigermaßen teuer erkauft.

Aus jener Epoche finsterster Reaktion sei nur der einen geschichtlichen Tatsache Erwähnung getan, daß Böhmen der pragmatischen Sanktion Karls VI. widerspruchslos beitrat. Nur das Egerland knüpfte an die Anerkennung der pragmatischen Sanktion die Bedingung, daß sein Landrecht vom Kaiser bestätigt werden möge, was auch geschah.

Die böhmischen Stände schwuren sogar, für die neue Thronfolge mit Gut und Blut einzustehen. Die Treue von Leuten, welche man rücksichtslos knechtet und entrechtet, hält aber nur leider selten die Probe auf den Ernstfall aus. Als solche Geknechtete sahen sich die Tschechen an. Dies sollte die große Kaiserin Maria Theresia gleich nach ihrem Regierungsantritte erfahren.

An Anwärtern um die österreichischen Erblande fehlte es keineswegs. Der gefährlichste war zweifellos der König von Preußen — Friedrich der Große. Auch der Kurfürst von

Bayern, Karl Albert, machte Ansprüche gegen Maria Theresia geltend. Unterstützt von einem französischen Heere marschierte er in Böhmen ein und ließ sich sogar in Prag am 7. Dezember 1741 zum König ausrufen. Die böhmischen Stände huldigten dem neuen Könige, als ob sie nie auf die pragmatische Sanktion geschworen hätten. Die tschechischen Magnaten waren alle im St. Veitsdome erschienen. — Die Kolowrat, Kinsky, Gallas, Wrbna, Königsegg, Clary, Sternberg, Waldstein, Chotek — sie waren alle da und der Erzbischof zelebrierte das Hochamt dabei, als man von der angestammten Landesmutter treulos abfiel. Das ist eben tschechische Art, wie wir sie durch die ganzen Jahrhunderte verfolgen konnten.

Böhmen hatte wieder einmal einen Trutzkönig und das ging den Tschechen über alles. Ihr neuer König Karl Albert wurde sogar in Frankfurt zum deutschen Kaiser gewählt und nahm den Namen Karl VII. an. Die Sache hätte für die Kaiserin Maria Theresia wirklich schlecht enden können, wenn ihre Heere nicht siegreich gewesen wären. Diese waren in Bayern eingedrungen und hatten München besetzt. Die französischen Hilfstruppen wurden aus Prag geworfen. Es ging ganz ähnlich her, wie zur Zeit des Winterkönigs. Am 29. April 1743 krönten dieselben böhmischen Standesherrn, die 13 Monate früher Karl Albert zum böhmischen König ausgerufen hatten, ihre rechtmäßige Königin Maria Theresia in demselben Prager Dome und derselbe Erzbischof hielt wieder das Hochamt dazu. Man muß solche Charaktergröße bewundern. Zum Glück für die Tschechen hatten sie es diesmal nicht mit einem Ferdinand II., sondern mit einer mildgesinnten Frau zu tun. Der Altstädter Ring sah diesmal keine zerfetzten Glieder, herausgerissene Zungen, aufgespießte Köpfe, gevierteilte Leiber, abgeschundene Menschenhäute. Es ging auch ohnedem.

Die Tschechen gaben sich mit dem neuen Stand der Dinge

zufrieden, sie ertrugen sogar jetzt die germanisatorischen Bestrebungen, die ein Hauptmerkmal der Theresianischen und Josephinischen Zeit bilden.

Eine ebenso seltsame wie herzerquickende Erscheinung inmitten einer Welt brutalster, volksverächterischen Despotie war entschieden der unvergeßliche Liebling aller Völker Kaiser Josef II., dieser Philosoph auf dem Throne, dieser Freimaurer im Purpur. Sogar in Böhmen ward sein Name mit Ehren genannt, obwohl er der erste Kaiser war, der sich nicht die Wenzelskrone aufs Haupt drücken ließ. Josef II. war eine viel zu gerade, ehrliche Natur, um Handlungen aus Gründen der Heuchelei und Berechnung zu begehen, die seinen Rechtsbegriffen zuwider liefen. Er kannte keine Staaten im Staate und verabscheute jede doppelzüngige Politik.

Schon unter seinem Nachfolger Leopold II. trat der böhmische Landtag wieder mit Forderungen hervor, die auf Beseitigung der Theresianischen Richtung abzielten. Leopold II. ließ sich zum Könige krönen, aber auf die sonderstaatlichen Wünsche der böhmischen Stände ging er nicht ein. Die verneuerte Landesordnung Ferdinands II. ließ er unangetastet. Auch Kaiser Franz II. ließ sich zum König von Böhmen krönen. Dieser Akt äußerlicher Anerkennung einer historischen Individualität war besonders bei dem Schöpfer einer österreichischen Großmonarchie höchst bemerkenswert. Kaiser Franz hatte auf die deutsche Kaiserwürde 1806 verzichtet und den Titel eines Kaisers von Österreich angenommen. Diese böhmische Königskrönung mußte also den Eindruck machen, als ob man an maßgebenster Stelle selbst keinen rechten Glauben an die Möglichkeit hegte, all die ererbten Kronen in der neuen österreichischen Kaiserkrone aufgehen zu machen. Man hätte es doch sonst sorgfältig vermeiden müssen, durch feierliche Krönungsakte gewisse Sonderstaatsbestrebungen von oben her zu unterstützen. Die französische Revolution und deren gewal-

tiger Sohn Napoleon der Große hatte mit den mittelalterlichen Staatsinstitutionen Europas gründlich aufgeräumt.

Die Völker hatten das Gottesgnadentum vor einem korsischen Advokatensohne zittern gesehen, welcher die Throne Europas wie Fußschemel umstürzte. Der Legitimismus hatte viel von seinem Nimbus eingebüßt. Die Völker begannen sich zu fühlen. Die nach Napoleons Sturze wieder auflebende Reaktion fand die willfährigen, untertänigen Elemente nicht mehr so wie vordem vor. Das Jahr 1848 sollte den herrschenden Kreisen die Überzeugung beibringen, daß auch für Europa eine andere Zeit herangebrochen war. Das Polizeistaatssystem war nicht mehr zu halten. Der Drang nach Freiheit war bei allen Völkern gleich mächtig erwacht. Auch die Tschechen hatten sich nach dem Regierungsantritte Kaiser Ferdinands des Gütigen, ihres letzten gekrönten Königs, wieder gerührt.

Zweifellos hatte das Deutschtum in Böhmen an Macht und Ausbreitung seit den theresianischen Zeiten bedeutend gewonnen. Die deutschen Sprachgebiete waren wieder hergestellt worden und selbst das tschechische Sprachgebiet war allenthalben mit germanischen Elementen durchsetzt. Prag war eine deutsche Stadt geworden. Durch ein Hofdekret Kaiser Josefs II. war der Prager Universität ihr deutscher Charakter wiedergegeben worden. Es hatte sich gezeigt, daß die Eindeutschung des alten Kurlandes Böhmen durchaus nicht so schwierig sei, wenn man nur ernstlich wollte.

Auf dem Wiener Kongresse 1815 hatte Österreich die Wiederaufnahme seiner deutschen Erbländer, darunter auch Böhmens, in den deutschen Bund verlangt. Man dachte eben damals auf Erneuerung der deutschrömischen Kaiserwürde. Doch dazu hatten die Reichsdeutschen nach den Erfahrungen des dreißigjährigen und siebenjährigen Krieges, nach den Demütigungen der Napoleonischen Ära keine rechte Lust mehr.

Überdies regte sich gerade zu der Zeit auch das Tschechentum von neuem. Die staatsrechtlichen Forderungen tauchten aus der Versenkung wieder auf. Die Napoleonische Feuertaufe hatte aber auch das deutsche Nationalbewußtsein geweckt. Die Zeiten, wo man mit dem Deutschen Reiche, wie unter den Luxemburgern ein freches Spiel treiben konnte, sollten nicht mehr lange dauern. Das Frankfurter Parlament hatte eine neue Epoche für Deutschland eingeleitet. Die Ereignisse warfen bereits ihre Schatten voraus. Daß es den Tschechen bei ihrer Teilnahme am 1848er Aufstande nicht um die politische Freiheit, sondern nur um die Erreichung nationaler Vorteile zu tun gewesen war, zeigte die Folge nur zu deutlich. Der nach dem Jahre 1848 folgenden Reaktion dienten gerade die Tschechen als bereitwilligste Schergen und machten sich besonders bei den anderen Nationalitäten Österreichs, wie Ungarn, Polen, Deutschen, verhaßt genug. Wir haben in der Gegenwart ein ähnliches Bild vor Augen.

Die schwindenden Sympathien für das Haus Habsburg in weiten Kreisen des Deutschen Reiches, die geringen Aussichten auf Wiedererlangung der im Jahre 1806 hingeworfenen deutschen Kaiserkrone blieben nicht ohne Rückwirkung auf die Stimmungen am Wiener Hofe. Es vollzog sich ein Gesinnungswandel, welcher die Tschechen das Beste für sich hoffen ließ. Die Ereignisse der Jahre 1859, 1866 und 1870 drängten Österreich vollends aus den Bahnen seiner angestammten Politik heraus. Die weiteren Folgen ergaben sich von selbst. Der alte Kampf zwischen dem Germanentum und den Westslawenvölkern entbrannte wieder in seiner ganzen Heftigkeit. Nur findet derselbe heute ganz andere Verhältnisse vor als in der langen Reihe der Jahrhunderte, die wir durchlaufen haben. Heute besteht ein starkes Deutsches Reich, geleitet von einer starken Hand, die notorisch größte Kriegsmacht der Erde; aber auch das Slawentum hat an innerer Kraft und

Organisation gewonnen, es hat die Herrschaft in Österreich an sich gerissen und verfügt über mächtige Freunde. Kämpfe, die an wilder Leidenschaftlichkeit denen der verflossenen Jahrhunderte in Nichts nachgeben, sind wieder an der Tagesordnung. Das Ringen um den Besitz dieses herrlichen Landes, dessentwillen schon so viel Blut vergossen worden ist, will kein Ende nehmen. Wie viel von der Frage abhängt, ob Böhmen unter deutsche oder slawische Vorherrschaft dauernd gerät, sagt am besten der Ausspruch des größten deutschen Staatsmannes und Begründers des neuen Deutschen Reiches, Bismarck:

„Der Herr Böhmens wird auch der Herr Europas sein."

Nicht, was weiter jetzt kommen mag, in den Bereich unserer Betrachtungen zu ziehen, konnte Aufgabe dieses historischen Rückblickes sein. Drei Tatsachen sind es aber, die wir aus dem Geschilderten klar und deutlich entnehmen können:

1. Der Kampf um Böhmen zwischen Deutschen und Slawen ist so alt, wie die Geschichte dieses Landes. Seit der Einwanderung der Tschechen ist kaum ein Jahrzehnt vergangen, ohne daß um den Besitz Böhmens zwischen den beiden Nationalitäten gerungen worden wäre.

2. Nur unter schlechten deutschen Kaisern wurde das Westslawentum zu einer offenen Gefahr.

3. Von keiner Seite droht dem Deutschtum mehr eine Zerreißung seiner natürlichen nationalen Verbände als gerade von der slawischen.

Im Spiegel der Geschichte möge nun jeder nach seiner Art die Zukunft seines Volkes lesen.

Nachwort.

Die Vorgänge der jüngsten Gegenwart, welche sich innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle abspielen, werden einigermaßen verständlicher, wenn man dieselben nach ihrer geschichtlichen Entwicklung abschätzen lernt. Was den Tschechen unter ihren nationalen Königen, den Přemysliden und später unter den Luxemburgern, möglich ward, sich an deutschem Land und Recht zu vergreifen, ja sogar deutsche Reichslande mit Krieg zu überziehen, wie in der Hussitenzeit, das wiederholt sich heute unter der Ägyde des Hauses Habsburg-Lothringen, welches seit dem Übergange der deutschen Kaiserkrone an das protestantische Haus Hohenzollern der Anschauung zuneigt, daß die Habsburgische Großmonarchie nur als slawisch-katholischer Großstaat aufrechterhalten werden kann. Von dieser Überzeugung ist man an maßgebender Stelle derart durchdrungen, daß man bereits im Jahre 1871 die Herrschaft über österreichische Lande in slawische Hände zu spielen versuchte. Was dem damit betrauten Grafen Hohenwart damals noch nicht gelang, das gelang acht Jahre später um so gründlicher dem Verderber des österreichischen Deutschtums Grafen Taaffe und seinen Nachfolgern Gautsch, Badeni, Graf Franz Thun usw. Von Regierung zu Regierung steigerte sich die feindselige Tendenz gegen die deutsche Bevölkerung der österreichischen Lande.

Man lieferte — sozusagen von Amts wegen — das Deutschtum an seine slawischen Widersacher aus. Die Kämpfe

begannen mit einer Razzia auf alle Deutschen, die in der Mehrheit nach in slawischem Sprachgebiet wohnten. Schon anfangs der achtziger Jahre kam es zu blutigen Gewaltstreichen, wie der Kuchelbader Schlacht, dem Königinhofer Überfall und endlich zum Ausbruche der bekannten Prager Aufstände, welche den Zweck, alles Deutschtum aus dem tschechischen Sprachgebiete auszurotten, auch so ziemlich erreichten. Es sei da nur an die bis in die Gegenwart reichenden blutigen Verfolgungen der deutschen Studentenschaft Prags erinnert, die sich von denen der Hussitenzeit durch gar nichts unterscheiden. Mit gleichem Fanatismus verfolgte man das Deutschtum im Bereiche der slowenischen Nationalität. Das waren nicht etwa bloß politische Kämpfe, sondern vollendete Rassenkämpfe, welche den offenbaren Zweck verfolgten, allem Deutschtum in Österreich den Garaus zu machen. Das letztere befand sich dabei immer im Stande der Notwehr, und sogar diese wurde ihm von der deutschfeindlichen Staatsgewalt nicht gestattet. Wo immer sich das Deutschtum zur Wehre setzte, wurde es von den kaiserlichen Behörden gemaßregelt und jede ernstliche Verteidigung deutschen Bodens mit Waffengewalt unterdrückt. Nach der gelungenen völligen Unterdrückung des Deutschtums im slawischen Sprachgebiete wurde unter staatlichem Schutze an die Verslawung der bisher erhaltenen deutschen Sprachgebiete Böhmens und der anderen österreichischen Provinzen geschritten. Die Staatsgewalt selbst förderte diesen Verslawungsprozeß durch Besetzung aller Ämter mit slawischer Beamtenschaft. Tatsächlich stehen heute fast alle deutschösterreichischen Länder unter einem gouvernementalen slawischen Terrorismus bedenklichster Art. Es hieße sich der lächerlichsten politischen Naivität schuldig machen, wollte man heute noch glauben, daß der Krone all die empörenden Vorgänge unbekannt sind, daß sie von den deutschfeindlichen Machenschaften der kaiser-

lichen Behörden nichts weiß. Die Vernichtung des Deutschtums ist österreichische Staatsraison.

Dies wissen die Tschechen nur zu gut und daraus erklärt sich ihr maßlos herausforderndes Vorgehen. Sie treten heute in ganz Österreich als Herren des Staates auf. Sie wissen recht genau, daß man es an maßgebendster Stelle gerne sehen würde, wenn Wien selbst in eine slawische Reichsresidenzstadt verwandelt werden könnte, wenn auch ganz Niederösterreich der Vertschechung anheimfiele. Da solche Dinge aber langsam gehen, hilft man etwas gewalttätig nach. So erklären sich die nationalen Eroberungszüge der Tschechen in die Wachau, nach Melk und Krems; Rottenschachen und anderen niederösterreichischen Städten. Die Tatsache der Tschechenherrschaft in Österreich soll allen deutschen Gauen ad oculus demonstriert werden. Diesem Plan entspricht auch das anmaßende Auftreten der Tschechen in Wien unter dem Schutze der Behörden. Die Wiener deutsche Bevölkerung wird ebenso vergewaltigt und eingeschüchtert wie diejenige am flachen Lande. Die politische Entrechtung der Deutschen Österreichs ist nahe daran, vollendete Tatsache zu werden. Wie man sehen kann, stehen die Dinge heute schlimmer als jemals im Laufe der Jahrhunderte, nach denen die Kämpfe um Böhmen zählen. Heute dreht sich der Kampf nicht mehr um Böhmen allein, heute wird um ganz Deutschösterreich gekämpft und dieser Kampf dürfte mit dem Siege des Slawentums endigen, wenn es so wie bisher weitergeht. Die Siegeszuversicht des Slawentums wird besonders durch zwei Umstände genährt, welche gleichzeitig lähmend auf die deutsche Widerstandskraft einwirken und diese sind: die slawophile Politik der herrschenden Kreise Österreichs selbst und das Bündnis des Deutschen Reiches mit derselben Habsburger Monarchie, welche alle deutschfeindlichen Elemente großzieht und ihnen die Macht im Staate überliefert.

Die Pläne des österreichischen Slawentums reichen aber noch viel weiter, sie gehen über die Grenzen Österreichs hinaus. Das Westslawentum fühlt sich als der Pionier jener großslawischen Bewegung, welche ganz Mitteleuropa in seine Machtsphäre zu bringen hofft. Nicht nur Deutschösterreich soll fallen und den Boden für eine westslawische Großmonarchie liefern, in der auch Ungarn untergehen soll, nicht nur alles Land von den Sudeten bis zur Adria soll slawisch werden. Auch vor dem Deutschen Reiche wird diese großslawische Bewegung nicht Halt machen, wenn sie sich erst Österreichs vollends bemächtigt hat. Schon heute sehen wir Slawen auf reichsdeutschem Boden ganz keck nationale Vorstoßpolitik betreiben. Was heute in Böhmen, in Österreich vorgeht, sind die Vorläufer eines großen panslawistischen Sturmes gegen die mitteleuropaische Kulturwelt. Die slawische Gefahr ist da. So wie einst das Türkentum lagert sie heute vor Wien und schwärmt bereits bis Melk aus. Nur entschiedenes Handeln kann diese Gefahr noch rechtzeitig beschwören. Ein solches ist aber von den entmutigten Deutschen Österreichs kaum mehr zu erwarten. Woher sollten diese auch den Mut nehmen, gegen eine so mächtige Koalition anzukämpfen, wie sie die verbündeten Häuser Habsburg—Hohenzollern, die österreichische Slawenwelt und die deutschfeindliche römische Kirche darstellen?

UNGARISCHE NATIONALBIBLIOTHEK

Bei **Dr. G. Müller-Mann, Hofbuchhändler** in **Leipzig,** ist erschienen von:

Arthur Achleitner:

Angela Tiroler Novelle.
Preis brosch. M. 1.—, eleg. gebunden M. 2.—

Der Finanzer Erzählg. vom Bodensee.
Preis brosch. M. 1.—, eleg. gebunden M. 2.—

Der Hofjagdleiter
Roman aus steierischen Bergen. 2. Auflage.
Preis brosch. M. 4.—, eleg. gebunden M. 5.—

Im Lande der Kraft Erzählung.
Preis brosch. M. 3.—, eleg. gebunden M. 4.—

Karl der Weise Ein Königsroman.
Preis brosch. M. 5.—, eleg. gebunden M. 6.—

Der Landprofos
Roman aus dem Ende des 16. Jahrhunderts.
Preis brosch. M. 4.50, eleg. gebunden M. 5.50

Das Postfräulein
Hochlandsroman. 3. Auflage.
Preis brosch. M. 4.—, eleg. gebunden M. 5.—

Von Tegernsee bis Gaëta
Erzählung. Preis broschiert M. 2.—, elegant in Leder gebunden M. 3.50

Die Wirtin im Sunk
Erzählung aus der Tauernwelt.
Preis brosch. M. 2.—, eleg. gebunden M. 3.—

Bei **Dr. G. Müller-Mann**, Hofbuchhändler in **Leipzig**, ist erschienen von:

Jesco von Puttkamer

Das Duallamädchen. 2. Aufl.
Kolonialroman aus Kamerun.
Preis broschiert M. 3.–, in elegant Leinen M. 4.–

Die Glocken von Vineta.
Eine humoristische Strandgeschichte.
Preis broschiert M. 1.–, in elegant Leinen M. 2.–

Kismet. 12. Tausend. Bunte Liebesblätter. Mit dem Porträt des Verfassers.
Preis broschiert M. 1.–, in elegant Leinen M. 2.–

Meeresfrauen. Geschichten auf Wogen und Wellen.
– 4. Tausend. –
Preis broschiert M. 1.–, in elegant Leinen M. 2.–

Nixblumen. Aus dem Leben. 4. Tausend.
Preis broschiert M. 1.–, in elegant Leinen M. 2.–

Onkel Paul und seine Nichte.
8. Tausend. Aus dem Helgoländer Badeleben.
Preis broschiert M. 1.–, in elegant Leinen M. 2.–

Südliche Nächte. 8. Tausend. Eine moderne Odyssee.
Preis broschiert M. 1.–, in elegant Leinen M. 2.–

Kataplan. Ernstes und Heiteres aus dem Militärleben.
Preis broschiert M. 1.–, in elegant Leinen M. 2.–

Die schwarze Frau auf Rügen.
4. Tausend. Eine Badeerzählung.
Preis broschiert M. 1.–, in elegant Leinen M. 2.–

Von der Bombe. 6. Tausend. Militär-Humoresken.
Preis broschiert M. 1.–, in elegant Leinen M. 2.–

Zu beziehen durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes oder direkt vom Verleger.

Druck von Hallberg & Büchting, Leipzig.